

Streifzüge

Preis: 4,- Euro

1/2002

Afghanistan: „Kein Krieg um Öl“

von Lorenz Glatz

Im Jahre 1900 nahmen die Großmächte die Ermordung des deutschen Gesandten im Zuge des sogenannten Boxeraufstands in China zum Anlass, dieses riesige Land in einem äußerst blutigen Feldzug endgültig zu einer Halbkolonie zu machen. Der deutsche General von Moltke notierte am 11. Juli in seinem Tagebuch: „...denn wenn wir ganz ehrlich sein wollen, so ist es Geldgier, die uns bewogen hat, den großen chinesischen Kuchen anzuschneiden. Wir wollen Geld verdienen, Eisenbahnen bauen, Bergwerke in Betrieb setzen, europäische Kultur bringen, das heißt in einem Wort ausgedrückt, Geld verdienen“.¹

Diese Perspektiven der blutigen „Heldenzeit“ des Imperialismus wären 100 Jahre später – sollte sie jemand sehen – reine Halluzination. Mit nichts von Moltkes Plänen oder deren zeitgemäßem Pendant lässt sich in Afghanistan und Umgebung heute reüssieren. Dafür wäre eine Militäraktion hinausgeschmissenes Geld.

In den ex-sowjetischen Nachbarrepubliken Turkmenistan, Usbekistan und Tadschikistan wäre kein Aufstand zu befürchten, wollten dort mehr westliche Investoren „Geld verdienen“. Im Gegenteil: roter Teppich beim Empfang und hohe Orden wären ihnen gewiss. Das Problem ist nicht ein „Boxeraufstand“, nicht eine „nationalistische Regierung“, die ausländisches Kapital aussperren würde, sondern mehr als alles andere die für dieses Kapital betrübliche Tatsache, dass die Erschließung des Rohstoffreichtums angesichts des Überangebots auf dem Weltmarkt und der darniederliegenden Preise zu wenig Zinsen und Dividenden bringt. – Nicht einmal der Krieg gegen Afghanistan konnte verhindern, dass auch der Oktober des vergangenen Jahres von Stagnation und Preis- und Kursrückgängen auf dem Rohstoffsektor und an den Börsen gekennzeichnet war.² Für eine Kriegskonjunktur ist – bei allem Leid, das den Menschen in Afghanistan mit dem Krieg angetan wird – der Aufwand für die Zerstörung des Landes schlicht zu klein.

Die wirkliche ökonomische Bedeutung des „Kriegs gegen den Terror“ liegt eher darin, dass USA, NATO-Mächte und Gefolge damit dokumentieren müssen, dass sie trotz des Desasters von New York nach wie vor Herren der Welt sind, „Ordnung schaffen“ und „Sicherheit gewährleisten“ können. Da seit dreißig Jahren weder der Dollar als „Weltgeld“ noch sonst eine Währung eine Goldbindung hat, besteht die Deckung im Grunde darin, dass US-Armee, NATO und Hilfstruppen die Aufrechterhaltung der Weltwirtschaftsordnung garantieren können. Das ist zwar in hohem Maße Glaubenssache, entspricht damit aber durchaus dem hochspekulativen Agieren der Finanzmärkte und setzt die Weltgendarmen von der amerikanischen Generalität bis hinab zu den lokalen Mannschaftsdienstgraden gehörig unter Druck.

Die „europäische Kultur“ von Moltke & Nachfolger braucht nicht erst nach Innerasien gebracht werden. Sie war schon da – meist in Form der sowjetischen Industrialisierung und Einführung der Geld- und Warenwirtschaft. Sie ist allerdings nicht tief gedungen, speziell in Afghanistan nicht. Aber auch das Bisschen war zu viel – es ist wie in so vielen anderen Ländern der „Peripherie“ auf dem Weltmarkt gescheitert, zu einem großen Teil statt „modernisiert“ als überflüssig zugesperrt worden. Dabei ist es bis heute geblieben – durchaus zum Leidwesen der Banken, Konzerne und sonstigen Anleger in aller Welt. Der Wunsch, brach liegende Ressourcen zu verwerten, scheitert in erster Linie an den immer weiter steigenden Produktivitätsvorgaben in der Weltwirtschaft und den gerade dadurch übertroffenen Märkten. Daran kann auch die siegreichste Militärintervention und der umsichtigste „Sicherungseinsatz“ kaum etwas ändern – selbst in Bosnien hat sich nach sechs Jahren NATO-Frieden „das Investitionsklima ... noch immer nicht durchgreifend gebessert.“³

Nicht einmal der Umstand, dass mit G. W. Bush und R. B. Cheney zwei ausgewiesene Ver-

treter des Ölgeschäfts an der Spitze der US-Regierung stehen, kann verhindern, dass die hochfliegenden Aufschließungs- und Pipelinepläne auf den Landkarten der Zeitschriften und Internetseiten, in den Planungsbüros bzw. in den Schubladen der Konzernzentralen zu bleiben drohen. Die in der Mitte der Neunzigerjahre in Aussicht genommene Pipeline eines Konsortiums unter Führung des kalifornischen Unocal-Konzerns durch Afghanistan ans Meer in Pakistan wird zwar von manchen geradezu zum Zweck des US-Überfalls hochstilisiert, sie ist aber 1998 nicht nur wegen der ungeklärten Sicherheitslage, sondern auch wegen mangelnder Rentabilität angesichts der niedrigen Ölpreise ad acta gelegt worden.⁴ Selbst von der noch durch Präsident Clinton stark favorisierten Baku-Tbilisi-Ceyhan-Pipeline, die kaspisches Öl aus Aserbaidschan unter Umgehung Russlands über Georgien an die türkische Mittelmeerküste bringen soll, ist nach sieben Jahren Verhandlungen und Untersuchungen noch immer „unklar, ob sie schlussendlich auch gebaut wird“.⁵ Und wenn doch, dann – auch wenn das gegen die althergebrachte Gedankenwelt der Regierungen in Washington, Berlin und Moskau, aber auch eines Großteils der Linken verstoßen mag – nicht im Zeichen imperialistischer Konkurrenz zwischen USA, EU und Russland, sondern mit dem Geld „vaterlandsloser“ Investoren aus aller Welt. Wie wenig nämlich dabei die nationale Herkunft des Kapitals zählt, zeigt die Tatsache, dass neben britischen und amerikanischen Firmen die italienische ENI Agip beteiligt ist und auch die russische Lukoil eine namhafte Beteiligung ankündigt.⁶ Dazu kommt noch, dass die „strategische Bedeutung“ der Öl- und Gasvorkommen in der Region von Antiimperialisten meist maßlos überschätzt wird. So machen etwa die Reserven der gesamten ehemaligen UdSSR nur zwei Drittel derjenigen des (übrigens seit über zehn Jahren weitgehend vom trotzdem zeitweise sehr überschwemmten Ölmarkt ausgeschlossenen)

Irak aus. Von diesen Reserven aber befinden sich weit über 80% nicht in der kaspischen Region, sondern auf dem Territorium Russlands, Weißrußlands und der Ukraine.⁷

Womit in Afghanistan tatsächlich Geld gemacht wird, ist Opium und seine Derivate. Die letzten Wirtschaftszahlen der UNO stammen von 1991. Damals wurden die offiziellen Exporte des Landes auf 140 Mio. \$ berechnet.⁸ Allein 1999 jedoch „dürften die Steuereinnahmen der Taliban“ aus der Rauschgiftproduktion „gesamthaft rund 100 Mio. \$ betragen haben“. Das Drogengeschäft war schon in den achtziger Jahren die Geldquelle für den Kampf gegen die sowjetischen Truppen – „unter stiller Duldung, erwiesenermaßen aber auch aktiver Partizipation des pakistanischen Geheimdienstes ISI, der Armee und des amerikanischen Geheimdienstes CIA“. Auch der afghanische Bürgerkrieg wurde auf allen Seiten mit dem Erlös dieser Produktion finanziert.⁹ Und der globale „Drogenjäger“ USA wird auch jeder künftigen afghanischen Regierung von seinen Gnaden dieses Geschäft zubilligen müssen, wenn überhaupt je wieder eine Regierung in ganz Afghanistan durchsetzbar werden kann, wovon die USA auch nach einem halben Jahr „Sieg in Afghanistan“ weit entfernt sind. Es ist bezeichnend für die ökonomische und „mensenrechtliche“ Qualität des heutigen globalen Kapitalismus, dass immer mehr ökonomisch gescheiterte Regionen nur noch über illegale Wirtschaftszweige wie Drogen- und Menschenhandel an den Weltmarkt angeschlossen sind, sodass jede effektive Unterdrückung, aber auch jede Legalisierung in diesen Bereichen die gleichen Wirtschaftskatastrophen zur Folge hätten.

Die klassischen Kriegsgründe geben für den heutigen Imperialismus nicht mehr allzu viel her. Er ist der Erbe seines Vorgängers und würgt an den ererbten Früchten. Nirgendwo rüstet ein zu spät gekommener Räuber gegen die etablierten Konkurrenten zum Krieg um seinen „Platz an der Sonne“ eines expandierenden Weltkapitalismus. Die Frage der Vormacht ist durch die Übermacht der verbliebenen Supermacht USA auf unabsehbare Zeit geklärt, die Konkurrenz wird „zurück ins Glied“ geschickt. Der amerikanische Verteidigungshaushalt ist mehr als fünfmal so groß wie der der nächstgrößeren Militärmächte, Russland und China. Die Vereinigten Staaten geben mehr als doppelt soviel Geld für neue Rüstungsgüter aus wie die deutsche Bundeswehr insgesamt als Budget zur Verfügung hat. Der US-Verteidigungshaushalt ist etwa so groß wie das Gesamtbudget der BRD. Die Selbstständigkeitsbestrebungen der von Deutschland und Frankreich geführten EU-Militarisierung sprengen in keiner Weise den Rahmen, den die Führungsmacht setzt, die ihren militärischen Vorsprung im Gegenteil weiter ausbaut.¹⁰ Die Umrüstung der verbündeten und befreundeten Armeen (inklusive des öster-

reichischen Bundesheeres) auf Interventionskapazitäten liegt bei allen Streitigkeiten im Detail im gemeinsamen „Weltinteresse“ und wird von den USA nicht behindert, sondern aktiv betrieben. Die aktuelle „Allianz gegen den Terror“ soll aus den „Ordnungshütern“ und „Sicherheitskräften“ dieser Welt eine hierarchisch abgestufte Weltpolizei zur Verteidigung der Weltordnung eines globalisierten Kapitals machen.

Die Grenzen der Welt stehen offen, die Ressourcen aller Länder harren – meist schon fast bedingungslos – der Verwertung durch das Kapital, für fast alle ist es die schlimmste Strafe, wenn das Kapital sie ignoriert. Das unendliche Wachstum, das absurde Zwangsgesetz der Markt- und Profitwirtschaft, stößt in einer endlichen Welt unvermeidlich an Grenzen, führt zu Umweltvernichtung und scheinbar ausweglosem Elend für wachsende Massen von Menschen. Das immer deutlicher sichtbar werdende Scheitern dieser Wirtschafts- und Lebens(un)art beschleunigt diese Entwicklung noch.

Die neue Herausforderung an die Gewalt des sich herausbildenden globalen „Imperiums“ liegt auf derselben Ebene: Es ist die Gewalt des Mords durch Selbstmord – die destruktive und perspektivlose Antwort auf eine für Milliarden schon völlig destruktive Ordnung ohne Perspektive. Der „Krieg gegen den Terror“ in Afghanistan und bald wohl auch anderswo ist der aussichtslose, im Grund irrationale Versuch der Weltherrscher, einem Feind einen Namen und eine Adresse zu geben, den man militärisch und polizeilich nicht besiegen kann, dessen eventuell abgeschlagener Kopf wie bei der sagenhaften Hydra zweifach nachwächst. Nicht nur in seiner zugespitztesten Form als Selbstmordattentat und Terror, sondern auch als immer effektiver organisierte Kriminalität und ganz allgemein als Zerfall jedes gesellschaftlichen Zusammenhangs im Zeichen schrankenloser Konkurrenz. Dieser Feind entsteht aus genau der „Ordnung“, die ihn bekämpft.

Die gegenwärtige Entwicklung läuft nicht auf den nächsten imperialistischen Weltkrieg hinaus. Allerdings ist das keineswegs eine Entwarnung. Was uns der heutige Kapitalismus zu besorgen droht, ist eine endlose Kette von Terror und Kriminalität auf der einen und internationalen „Polizeiaktionen“ samt der allmählichen Verwandlung aller Länder in Polizei- und Spitzelstaaten mit blühenden Gefängnis-Landschaften wie in den schwärzesten Filmen Hollywoods auf der anderen Seite. Und dies alles in einem Milieu sozialen Niedergangs und wachsenden Elends. Die Alternative ist nicht die illusionäre Wiedereinführung eines früheren Stadiums der kapitalistischen Entwicklung, wo die Welt angeblich „noch in Ordnung war“, sondern die Ersetzung dieser „Ordnung“ der Geldherrschaft und Konkurrenz. Darunter ist eine wirkliche Besserung wohl nicht mehr zu haben.

- 1 Zitiert nach „Guernica“ 2/2001.
- 2 Angaben der deutschen Commerzbank: „Die Rohölnotierungen sanken im Oktober deutlich. Mit durchschnittlich 20,7 Dollar pro Fass musste für die Sorte Brent 19% weniger als im Vormonat bezahlt werden. Auch die hier betrachteten NE-Metalle notierten zum Großteil schwächer als im Vormonat. Am stärksten fiel der Preisrückgang beim Aluminium aus. So kostete die Tonne mit durchschnittlich 1281,5 Dollar knapp 4,8% weniger als im Vormonat. Jedoch auch Zink (-4,71%), Nickel (-4,4%) und Kupfer (-3,55%) verzeichneten im Oktober deutliche Rückgänge in der durchschnittlichen Notierung. Dagegen war die Tonne Blei um 1,0% und Zinn sogar um 1,7% teurer als im September. Bei den hier betrachteten Edelmetallen ging der Durchschnittspreis für eine Feinunze Platin mit 431,6 Dollar stark zurück (-5,8%) und auch Gold (-0,2%) notierte schwächer als im Vormonat. Die Ausnahme bildete hier die Feinunze Silber, die im Oktober einen höheren Durchschnittspreis erzielte (+1,7%).“ (<http://www.commerzbank.de/daten/preise/preise.htm>).
- 3 So schreibt es selbst der bis zur Peinlichkeit berufsoptimistische „OWDZ- Informationsdienst“ (12/2001) des Ost-West-Zentrum Kassel.
- 4 Das Konsortium mit einer 48% Beteiligung von Unocal nahm 1997 eine Pipeline aus Turkmenistan über Afghanistan nach Karachi in Pakistan in Aussicht. Das Vorhaben spekulierte auf die Taliban als Ordnungsmacht, doch „am 8. Dezember 1998 kündigt Unocal an, sich aus dem Konsortium zu verabschieden, da das Projekt aufgrund des afghanischen Bürgerkrieges zu hohen Risiken ausgesetzt sei und u. a. die tiefen Ölpreise das Unterfangen unrentabel machen würden.“ (Gian-Franco Camuso, Bomben die USA den Weg für Gas- und Ölpipelineprojekte frei? in: <http://www.kommunisten-online.de/Kriegstreiber/pipeline.htm>) siehe auch die Stellungnahme von Unocal in: <http://www.unocal.com/uclnews/98news/centgas.htm>.
- 5 Howard Chase, Director of International Affairs for BP Amoco, Washington D.C. (Führung des Konsortiums, das die Baupläne vorantreibt) in: Eurasianet, Question & Answer 10.12.01, <http://www.eurasianet.org/departments/qanda/articles/eav031501.shtml>. Die Pipeline ist nach Verzögerungen nach wie vor im ersten technischen Planungsstadium. Über die immer noch offene Frage eines Baubeginns im Sommer 2002 sagt H. Chase im zitierten Interview weiters: „The real indicator of whether the pipeline will be built is whether investors put their resources into it, because without investors there will be no pipeline.“
- 6 Siehe in: http://www.georgienseite.de/geoport/news/nachrichten_portal.php3?rubrik=energie.

- 7 Siehe dazu die Publikation des Deutschen Instituts für Wirtschaftsforschung: „Die Energiewirtschaft am Kaspischen Meer: Enttäuschte Erwartungen – unsichere Perspektiven“ von H. Engerer und Chr. von Hirschhausen www.diw.de/deutsch/publikationen/diskussionspapiere/docs/papers/dp171.pdf Statistiken finden sich in: http://www.esso.de/ueber_uns/info_service/publikationen/downloads/files/oeldorado2001.pdf.
- 8 Fischer Weltatmanach 2001 s. v. Afghanistan.
- 9 Neue Zürcher Zeitung 11.11.2000.
- 10 Otfried Nassauer, Leiter des Berliner Informationszentrum für Transatlantische Sicherheit (BITS) in „Friedensforum 1/99“ <http://www.friedenskooperative.de/ff/jf99/1-25.htm>. Zum wachsenden qualitativen Rüstungsvorsprung der USA vor der BRD siehe die Ausführungen des Wehr- und Sicherheitspolitischen Arbeitskreises der CSU in http://www.wehrpolitik.com/noframe/mai_2000/tragik.html. Zum ziemlich hoffnungslosen Zurückbleiben der russischen Atommacht gegenüber der USA siehe die Analyse der Deutschen Gesellschaft für Auswärtige Politik in: <http://www.weltpolitik.net/policy-forum/article/210.html>. Die am 13.12.01 erfolgte Kündigung des ABM-Vertrags durch die USA ist der jüngste Ausdruck der weiter wachsenden militärischen Überlegenheit der verbliebenen Supermacht. Der Verzicht der deutschen Regierung auf die Übernahme des Kommandos über die „Friedenstruppen“ in Kabul ist ebenfalls kein Beleg für angebliche deutsche Weltherrschaftsambitionen.

Schmähohne!

von Gerold Wallner

Im Zuge der Trennung innerhalb unsrer Redaktion im vergangenen Jahr wurde vorgehalten, wir hätten keine Position zum Antisemitismus respective würden ihn nicht ernst genug nehmen. Hier soll gezeigt werden, wie ernst wir den Antisemitismus nehmen, jeden Falls ernst genug, um ihn nicht auf ein irrationales Geschehen zwischen Deutschen und Juden zu reduzieren. Ich beziehe eine Position, die keine Schuld exkulpiert, aber auch nicht eine alleinige Schuld zum Anlass nehmen will, sich gegenüber Tätern zu profilieren und die Opfer neu zu definieren, um den eigenen Ort zu befestigen. Sonst wird in der Tat das, was geschah und geschieht, lediglich einem voluntaristischen Bösen zugerechnet und die Genese dieses Bösen von der bürgerlichen Gesellschaft abgekoppelt. Auf dieser Folie spielt wohl das Bedürfnis, sich in geordneten, unverdächtigen bürgerlichen Verhältnissen bewegen zu können, sich nicht mit deren Aporien und Widersprüchen auseinander setzen zu müssen, also gut zu sein, eine nicht unbeträchtliche Rolle.

Das Jahr neunzehnhundvierzig markiert eine Wasserscheide. Ab diesem Zeitpunkt ist es manifest, dass ein Phänomen, das ein Jahrhundert davor noch als Judenfrage diskutiert wurde, seine nun endgültige Form als eliminatorischer Antisemitismus gefunden hatte. Wobei eliminatorischer Antisemitismus ein terminus technicus ist, der oft und gern von den am meisten berufenen KritikerInnen verwandt wird, wenn sie die historische Klarheit ihrer Ansichten ausgießen und zu verstehen geben, wie an derlei Unrat heran zu gehen und die weiße Weste der Nachgeburt zu bewahren sei. Ich begnüge mich damit, den Völkermord an der jüdischen Bevölkerung Europas Völkermord zu nennen und dar zu stellen, wie und warum es von der Judenfrage zum Völkermord gekommen ist; nota bene die Judenfrage eigentlich keine nach den Juden war, sondern eine nach der modernen aufgeklärten Gesellschaft.

So gesehen mag es auch nicht notwendig erscheinen, auf die religiös motivierten Barbarein einzugehen, die die christlichen Geschwister den jüdischen Gemeinden unterstellten, um sie dann selbst auszuführen. Wenn wir mit Antisemitismus zu tun haben und uns einer kritischen Darstellung unterwinden, dann haben wir mit der Moderne zu tun und können die religiöse Vorgeschichte nur streifen.¹ Ebenso werden wir Judenverfolgungen, von denen das Alte Testament berichtet, nur am Rande streifen. Wenn die Perser die Judenverfolgungen mit der Andersartigkeit der jüdischen Bevölkerung, die Ptolemaier aber sie damit begründen, dass die Juden die hellenistischen Gesetze nicht halten wollen, dann interessiert das nur am Rande. In unserer Gesellschaft reflektiert der Antisemitismus nicht das Andersartige, sondern ist Ausfluss des Blicks und der Reaktion der Gesellschaft auf sich selbst.

Wenn das christliche Universum selbst mit der Geburt der modernen Geldwelt konfrontiert wird, haben es nun die Mitglieder einer

Gesellschaft plötzlich damit zu tun, dass etwas, was vorher Sünde war, nun zur gesellschaftlichen Tugend geworden ist: die Vermehrung des Gelds. Wo das Kapital, das sich selbst vermehrt, den Hort oder Schatz ablöst, der zum Verzehr ansteht, wird Reichtum von den sinnlichen Genüssen abgespalten. Diese Abspaltung läuft der Tugend der ‚milte‘ (der Gnade oder Mildtätigkeit, der Pflicht zum Almosen), die von Höfen und Klöstern gefordert wird, zuwider. Nun ist der Reichtum einer, der für sich ist und nicht für andre, und so taucht er auch folgerichtig vergöttlicht (richtiger verteufelt, vergötzt) in der religiösen Kritik als Mammon, der die Welt sich untertan macht, auf.²

Die erste Kritik am Geld erscheint also von Anfang an immer mit dem Unterton, dass wer von Geld spricht, Sünde sagen muss. Reichtum tritt nur im Zusammenhang mit Todsünden auf, mit Neid, Geiz, Habgier, Stolz; jedenfalls ist er nicht christlich kompatibel. Es ist nun leicht, in dieser Ursprungsgeschichte der Moderne die Kritik am Geld mit der jüdischen Bevölkerung in Verbindung zu bringen. Denn sie waren in der feudalen Gesellschaft für das Geldwesen zuständig, wenigstens wird das von ihnen behauptet. In jedem Fall verkörperten die jüdischen Gemeinden eine Weltläufigkeit, die noch aus der Antike zu stammen scheint; sie schienen sich auf Bahnen zu bewegen, die allen anderen verschlossen waren, und diese Bahnen waren nur wieder ihnen offen, da ihnen die Räume der christlich geordneten Welt verschlossen waren, hatten sie doch den falschen Glauben.

Aber dass es die jüdische Bevölkerung sein muss, an der sich die unreflektierte Abwehr der Geldwirtschaft entzündet, ist zunächst einmal noch gar nicht ausgemacht. Wo der christliche Frühkapitalismus mit Fernhandel, doppelter Buchhaltung und Bankwesen sich jenseits der gewohnten territorialen und rechtlichen Gegebenheiten entfaltete und die feudalen und städtetbürgerlichen Grenzen überschritt, war die

Michael Heinrich

Die Wissenschaft vom Wert

Die Marxsche Kritik der politischen Ökonomie zwischen wissenschaftlicher Revolution und klassischer Tradition

2. überarbeitete und erweiterte

Auflage, Münster 1999

Verlag Westfälisches Dampfboot,
412 Seiten, 24,80

Gleichsetzung von Geld und Heimatlosigkeit auch schon gegeben. Widerstand dagegen verwandelte sich in den plebejischen Traditionen zum Heldentum, unabhängig davon, was die Motive für die Taten von Volkshelden gewesen sein mögen.

Jedenfalls wird in dieser Form von Widerstand (oder dessen Verklärung) eines deutlich: hier handelt es sich nicht um die Auseinandersetzung mit etwas, das von außen in eine hermetische Gesellschaft, wie die feudale es war, hineingetragen wurde, sondern um eine Auseinandersetzung mit etwas, das aus der Gesellschaft selbst erwuchs, zwar die bislang gültige Ordnung umstieß, dieses Umstoßen aber zur nun bewegenden Kraft aller Geselligkeit machte. Dass in Hinkunft nichts mehr sicher sein, dass diese Aufgabe der Sicherheit eines zyklischen, geschlossenen Weltgefüges nun die Kraft der Ruhe ablösen sollte, erklärt die mythische Kraft der Sagen von den edlen Räufern, die den Reichen nahmen um den Armen zu geben. Hier spreche ich noch gar nicht von der ursprünglichen Akkumulation des Kapitals, wie sie Marx (oder Foucault mit all ihren sozialen Architekturen) beschreibt. Hier spreche ich nur von einem ersten Ausblick auf die Entwicklungsgeschichte des Kapitalismus, der schon alle Aporien bereit hält; so wird im Fernhandel der Preis durch den Gebrauchswert bestimmt, was zwar aussieht, als hätte die Kapitalbewegung noch nicht zu sich gefunden, andererseits aber schon eine Entwicklung vorweg nimmt, deren Zeugen wir heute sind.³ Ebenso ist eine Zirkulations-sphäre, die sich souverän über die bestehenden territorialen und legistischen Schranken hinweg setzt, sonderbar vertraut.

Wenn nun Geld als ein Medium in die Welt kam, das im Stande war, die gesamte soziale Kommunikation neu zu gestalten, wenn diese neue Art der Kommunikation nur zögerlich und oft abwehrend angenommen wurde, liegt es dann nicht nahe, dass in der alten Welt außerhalb stehende Menschengruppe mit diesem neuen an die Welt heran getragenen Medium identifiziert wird? So weit scheint die Erklärung stimmig zu sein bis auf den Umstand, dass Fugger und Welser gerade keine Juden waren. Es dürfte also das Geld selbst gewesen sein, das kritisiert und aus dieser Welt wieder geworfen werden sollte; wer damit identifiziert wurde, ob zu Recht oder nicht, scheint zunächst von zweitrangiger Bedeutung zu sein. Es hätte jeden treffen können, und dass die Gestalten von Klaus Störtebeker bis zum Hauptmann Gras (vielleicht erringt auch Ulrike Meinhof noch ihren Platz in diesem Olymp) solche Popularität genießen, hängt nicht zuletzt damit zusammen, dass es gegen die Pfeffersäcke (oder Ölfässer) geht.

Als wesentlichste Folgerung aus dieser Einführung ergibt sich nun, dass ein Phänomen wie der Antisemitismus einerseits nur in der bürger-

lichen Geselligkeit auftreten kann, nur sie die Ingredienzen für dieses Gebräu jeder Zeit mischen konnte; es muss aber nicht unbedingt die jüdischen Bevölkerungen treffen. Im mittel- und westeuropäischen Raum aber war sie als eine Bevölkerung vorhanden, die sich anbot als Ziel des plebejischen Widerstands, während für die Christen durch die Reformation und den Fall des Zinsverbots der gesellschaftliche Reichtum neu definiert worden war und auch, wie sich eins zu diesem Reichtum gottgefällig zu verhalten hätte, dass dieser Reichtum eben Zeichen der Gnade Gottes und daher verantwortlich zu nutzen im Sinne sozialer Wohlfahrt und durch persönlichen Konsum wenig anzugreifen war (schließlich handelte es sich ja um zu kreditierendes Kapital). Die jüdische Bevölkerung aber kam nicht in den Genuss der Reformation, die ja nichts anderes darstellte als die Neuorientierung der christlichen Gemeinschaften in Gesellschaften, die über den bisher gültigen feudalen Status hinaus schritten.⁴

Um diese erste Beschreibung zusammen zu fassen: Antisemitismus, soweit er als Hervorbringung der bürgerlichen Geselligkeit zu sehen ist, fußt nicht auf der Reaktion auf etwas Andersartiges, nicht auf der Konfrontation mit dem Fremden; die Basis und der Ausgangspunkt von Antisemitismus ist die Verstörtheit eines plebejischen Widerstands oder Aufbegehrens gegen die Zumutungen einer Geld- und Zeitwirtschaft, die sich nicht mehr an natürlichen Tages-, Jahres-, Arbeits- und Mußezeiten, Zeiten für Ernte und Aussaat orientiert und statt dessen den Menschen mechanisierte und institutionalisierte Rhythmen anbietet. So werden die Leute, dessen ungewohnt, in einer ihnen unbegreiflichen Art ermüdet, wie sie in einer ihnen unbegreiflichen Art verarmen, weil ihnen der Zugriff auf Güter durch Rechts- und Eigentumstitel verwehrt ist, die Privilegien durch Verträge ersetzt sind.

Ermüdung und Verarmung werden aber konkret, sinnlich wahrnehmbar erfahren, wobei ihnen keine Person gegenüber steht, die eine Beschwerde entgegen nimmt oder als für diese Zustände verantwortlich verklagt werden kann. So richtet sich der Zorn gegen eine Ungerechtigkeit, die real aber abstrakt ist, erlebt aber nicht dingfest gemacht wird, und diese Aussichtslosigkeit⁵ findet schließlich ihr Ventil in den am meisten hervor stehenden Personen, denen auf Grund ihres unfassbaren Reichtums die unlautersten Motive unterstellt werden können. Sind es heute die Spekulanten, denen womöglich noch Verschwörungen gegen die Welt anphantasiert werden, waren es in der Frühzeit des Kapitalismus die Pfeffersäcke. Ab diesem Zeitpunkt konnten auch die Juden zum Sündenbock und Blitzableiter werden.

Sie entbehrten während der Entstehungszeit der bürgerlichen Gesellschaft des religiösen

Schutzes; ihre Integration in die bürgerliche Geselligkeit war von Anfang an Gegenstand des Diskurses der Aufklärung und Inhalt der Versprechen einer Gesellschaft, die nur der Vernunft verpflichtet und in ihrem Bestand von ihr garantiert war. Nach dem kurzen Frühling der Toleranz in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts aber war klar geworden, welche Gestalt die egalitären Versprechungen annehmen würden: Gleichheit gab es nur vor dem Gesetz, dem Recht, dem Geld, dem Vertrag, der Konkurrenz, der Nation, jeden Falls nicht vor Moral und Geist. Diese Gleichheit konnte nur wirksam sein durch die Freiheit von allen ständischen Bindungen, als Freiheit (oder Freiwilligkeit) sich diesen Bedingungen zu unterwerfen und sie als die Bedingungen der eigenen Existenz zu verinnerlichen. Dies forderte natürlich mit aller Vehemenz, dass alte herkömmliche Zusammenhalte aufzugeben sein, und was als Judenfrage diskutiert wurde, rührte an das definitivische Selbstverständnis nicht nur der jüdischen Bevölkerung sondern der gesamten Gesellschaft. Definierte sie sich entlang einer religiösen Toleranz, so waren die jüdischen Mitglieder eben bloß Mitglieder dieser Gesellschaft, in der der Schutz und die Ausübung diverser Kulte garantiert waren. Definierte aber die Religion Forderungen an die Gesellschaft, die sie anhielt, nicht nur die Religionsfreiheit zu garantieren, sondern der Gesellschaft selbst das Gewand ihrer religiösen Tradition anzulegen, so standen die abstrakten Freiheiten und Gleichheiten der Gesellschaft selbst zur Disposition.

Die Judenfrage des 19. und frühen 20. Jahrhunderts suchte also – auch innerhalb der jüdischen Gemeinden – auf verschiedene Weise Antwort auf die Frage, was denn nun jüdisch sei und was nicht. Durch die Taufe selbst war die Frage nicht beantwortet, da die christliche Umwelt dann eben von getauften Juden sprach. Die Abstammung konnte diese Frage auch nicht klären, da das jüdische Gesetz die Abstammung von der Mutter kennt (das Kind ist jüdisch, auch wenn es der Vater nicht ist), was im Gegensatz zur patriarchalen Umwelt steht. Es schien, als sollte die Frage nach der jüdischen Identität auf eine merkwürdige Weise offen bleiben, und statt dessen die Identität durch die enge Verbindung mit der bürgerlichen Gesellschaft befestigt werden. Dieser Ausweg erscheint frappierend modern und zeigt Anklänge an das, was Verfassungspatriotismus genannt wird, wo sich nationaler Patriotismus an der Geschichte und der Globalisierung blamiert.

Der Ausweg war aber nur gangbar, solange er abstrakt blieb. An seinen Konkretisierungen zeigte sich sofort die Gefahr des Antisemitismus. Zum Einen lieferte die Zuwanderung verarmter und vertriebener jüdischer Gemeinden aus dem Osten Europas⁶ ein Zerrbild all dessen, was die moderne Gesellschaft (auch die jüdische

Integration) an Rückständigem verspottet und verachtet; gleichzeitig entstand ein ethnografisch-kolonialer Blick (auch der jüdischen Intelligenz von Herzl bis Gebirtig) auf diese Gemeinden, der einher ging mit einem sich entwickelnden nationalen Selbstbewusstsein, das sich in jiddischer Literatur und Kunst ausdrückte und im Zionismus seinen für die damalige Zeit durchaus üblichen Ausdruck einer nachholenden modernisierenden Nationswerdung mit Landnahme und künstlicher Herstellung einer Schriftsprache fand.

Zum Anderen wurde die bedingungslose Integration der sogenannten emanzipierten Juden in das bürgerliche Wesen und den bürgerlichen Betrieb der Vorwand und Anstoß für eine gehässige Polemik, die dem integrierten Judentum vorwarf, sich parasitär in s gemachte Nest zu setzen, schmartzend keiner eigenen produktiven Ideen fähig zu sein und von der Kraft seiner Umgebung zu leben und diese auszubeuten⁷. Von da zum Vorwurf der Verschwörung zur Erlangung der Weltherrschaft war es nur ein kleiner Schritt.

Das Besondere am Antisemitismus ist aber, dass hier nicht eine Nation gegen die andere gestellt wird im Kampf um den Platz an der Sonne, die auf den Marktplatz bürgerlicher Konkurrenz scheint; auch haben wir es nicht mit Rassismus zu tun, wie er paternalistisch sich während des Kolonialismus entwickelte und davor zu dessen Legitimation. Der Antisemitismus entsteht, wie oben schon ausgeführt, nicht aus der Konfrontation mit dem von außen heran tretenden Anderen. Er entsteht aus der Konfrontation mit dem Eigenen. Der Antisemitismus, der bürgerliche Antisemitismus, personifiziert an der jüdischen Bevölkerung alles, was an der bürgerlichen Geselligkeit notwendig unbegriffen und unbegreifbar bleibt, und bekämpft es. Moishe Postone stellt in seinem Aufsatz „Nationalsozialismus und Antisemitismus – Ein theoretischer Versuch“ diese Beziehung her: „Betrachtet man die besonderen Charakteristika der Macht, die der moderne Antisemitismus den Juden zuordnet – nämlich Abstraktheit, Unfassbarkeit, Universalität, Mobilität – dann fällt auf, dass es hierbei um Charakteristika der Wertdimension jener gesellschaftlichen Formen handelt, die Marx analysiert hat.“ Er beschreibt dann diese Formen (Kapital- und Warenform), wie sie auf Grund ihres Fetischcharakters durch eine biologistische Ideologie hindurch wahrgenommen werden. Als gesund, natürlich, originär wachsend erscheinen dabei Industriekapital, technologischer Fortschritt, Vollbeschäftigung, etcet., während Finanz- und zinstragendes Kapital als parasitäre Wucherungen an der Wirtschaft sich im kollektiven Bewusstsein fest setzen. Es entsteht als innere gesellschaftliche Bewegung Zustimmung und Abwehr zugleich. Es soll die eine Seite der Medaille durch die Vernichtung der anderen

erhalten werden, und so wird durch Ablehnung die Befestigung des Gleichen erwirkt.

Postone weiter: „Der ‚antikapitalistische‘ Angriff bleibt jedoch nicht bei der Attacke auf das Abstrakte als Abstraktem stehen. Selbst die abstrakte Seite erscheint vergegenständlicht. Auf der Ebene des Kapitalfetischs wird nicht nur die konkrete Seite naturalisiert und biologisiert, sondern auch die erscheinende abstrakte Seite, die nun in Gestalt des Juden wahrgenommen wird. So wird der Gegensatz von stofflich Konkretem und Abstraktem zum rassischen Gegensatz von Arier und Jude. Der moderne Antisemitismus besteht in der Biologisierung des Kapitalismus – der selbst nur unter der Form des erscheinenden Abstrakten verstanden wird – als internationales Judentum. Meiner Deutung nach wurden die Juden also nicht nur mit dem Geld, das heißt der Zirkulationssphäre, sondern mit dem Kapitalismus überhaupt gleichgesetzt.“ Wo nun dieser Kapitalismus als Alltagsbewusstsein zu sich kommt, wird aber die Identifikation der Juden mit dem Kapitalismus nicht wahrgenommen. Dies hätte für die Antisemiten ja zur Voraussetzung, dass sie auf dem selben hohen Reflexionsniveau wie Postone ihre Ideologie ausbreiten müssten, worauf natürlich zu folgen hätte, dass der antikapitalistische Angriff sich nun nicht gegen das personalisierte Abstrakte zu richten hätte sondern gegen das unfassbar Konkrete der Arbeit selbst. Für das Alltagsbewusstsein mag aber weiterhin gelten, dass für die Ungerechtigkeiten der Welt diejenigen belangt werden, die über das Geld und seine Verteilung verfügen.

So finden wir ein Alltagsbewusstsein vor, das ermüdet, isoliert und unbefriedigt an der Arbeit leidet und sich eine Personage dazu phantasiert, der Verantwortung für diese Zustände aufgebürdet werden kann. Diese Verantwortung wird dem aufgeladen, das prima vista die Verinselung und Abtrennung des konkreten Subjekts von der Gesellschaft durchführt: dem Geld und den damit einher gehenden unbegreiflichen Eigentums- und Reichtumsformen. Wo Eigentum und Reichtum nicht als Verzehr und Genuß erlebbar sind, sondern als Rechtstitel die Bühne betreten, erscheinen sie als Mangel, ja als Raub. Die plebejischen Widerstandsformen dagegen sind mannigfaltig. Von Wegelagererei und Piraterie⁸ über Maschinenstürmerei bis zur geordneten Aktion von proletarischen und kleinbürgerlichen Organisationen finden wir als Feind das Geld definiert, das die Arbeit nicht zu ihrem Recht kommen lassen will. Als Personifizierung finden wir jene, die das Geld vorgeblich bewegen, Juden und neuerdings Spekulanten.

Die Ermüdung und Verarmung werden nicht der Arbeit angelastet, im Gegenteil wird diese als Grundlage der eigenen Existenz gelobt und nicht in Frage gestellt; mehr noch, sie wird revolutionär gegen den Kapitalismus überhaupt gestellt. Auf dieser Ebene bekommt in der Folge

der mörderische Angriff auf das Judentum seine antikapitalistische Konnotation und wird zur Klammer, die eine neu gegründete Volksgemeinschaft als Alternative zum Kapitalismus zusammen hält. Dem Alltagsbewusstsein entgeht dabei natürlich diese Dimension. Es entbehrt jeder Abstraktion und sieht nur das Konkrete, das bar jeder Zurichtung ist. Es erkennt sein Leid, und das genügt, um die Schuldigen zu suchen und sei es vergeblich. Konkrete Menschen in ihrer Karikatur langen hin. Da braucht es keine Ideologie und keine Erklärung. Diese persönliche Dimension ist es dann auch, die Mitläufertum ebenso wie den gerechten SS-Mann erklärt, der das jüdische Leid nicht ansehen kann und folgerichtig zum Gerechten wird. Das Kennen der jüdischen NachbarInnen erlaubt die Errettung genauso wie den Tod. Dem gegenüber aber wird das ideologisch-völkisch-plebejische Bewusstsein durchaus den Angriff auf die Juden mit dem Angriff auf den Kapitalismus gleich setzen und so die Attacke legitimieren. Ansonsten begnügt sich das Alltagsbewusstsein mit der ehrlichen Überzeugung, nichts gegen Juden zu haben. Einige seiner besten Freunde seien Juden. So gesehen wird es auch ambivalent gegenüber den eigenen revolutionären, radikalen, antisemitischen Ansprüchen bleiben⁹, denn „Menschen sind wir ja alle“.

Unter diesem Gesichtspunkt ist Postone insoweit zu präzisieren, dass zwar der Angriff auf die Juden durchaus den Angriff auf den Kapitalismus meint, der Kapitalismus aber noch immer verzerrt gesehen wird, indem der Angriff auf die Arbeit zugunsten des Angriffs auf s Geld hinten gestellt wird. Der Antisemitismus entbehrt also jeder wertkritischen Dimension¹⁰. So entsteht auch das Stereotyp vom Gegensatz zwischen raufendem und schaffendem Kapital auf der Folie eines selbstreferentiellen Bewusstseins, das sich selbst auf der Ebene, dass wir alle Menschen sind, als antikapitalistisch begreift, aber gleichzeitig Menschen definiert als produktiv und wertschöpfend. Dass wer arbeitet, essen soll, ist diesem Bewusstsein einsichtig. Dass wer nur zur Welt gekommen ist, schon essen soll (wie es einem Säugetier zusteht), ist ihm dann schwerer zu verinnerlichen. Wo also der Mensch dem Menschen nicht als Wolf sondern als Mensch begegnet, können wir diese sympathische Dimension begrüßen, verhehlen aber nicht unsere Kritik am Ressentiment, dass wir alle Menschen sind. Nicht aus der Definition der singulären Erfahrung wollen wir diese Aussage ableiten, sondern aus der Kritik der *conditio humana*.

Diese *conditio humana* ist aber eben nicht human in einem anthropologischen Sinn sondern umfasst nur die *conditio* eines kleinen Abschnitts der Menschheitsgeschichte. Wir¹¹ begreifen daher diese *conditio* als Aufgabe, die zu einer Definition von Bedingungen des

Menschlichen führen muss, die bislang noch nicht vorgekommen ist und für die es keine Vorbilder gibt. Wir greifen nicht auf die Zeiten zurück, in denen Fehde, Verbannung und Gottesurteile galten, auch wenn sie eine längere Tradition für sich beanspruchen können als der Code Napoléon. Wir wollen nicht kaiserliche Gerichtsbarkeit, Privilegien und Reichsunmittelbarkeiten für uns in Anspruch nehmen, ebenso wenig wie Verfassungen und Deklarationen von Menschenrechten. Wir stellen uns die Aufgabe so: wenn es den Heutigen und Hiesigen leicht fällt, Antisemiten zu sein, und schwer, meine elaborierten Ableitungen (und die Postones oder Kurz) zu verstehen, so müssen wir eine Welt erzeugen, in der die Leute verblüfft und verständnislos vor der Tatsache stehen, dass unsere Voreltern leichten Muts Antisemiten waren, und in der uns ebenso leichten Muts ein Aufsatz wie der Postones als Anmerkung auf Volksschulniveau erscheint.

dixi et salvavi animam meam¹²

1 *Begnügen wir uns mit der Tatsache, dass in der Antike, zur Zeit der Entstehung und Durchsetzung des Christentums dessen Anhängerinnen und Adepten sich vom Judentum einerseits abtiefen, um in die Antike mit ihrer hellenistischen Kultur und ihren modernen religiösen Äußerungen, den Mysterienkulten, Eingang zu finden ohne als konservativ und hinterwäldlerisch verlacht zu werden, andererseits beharrte aber etwa die christliche Gemeinde Roms noch lange darauf, als jüdische Gemeinde angesehen zu werden, da sie als jüdische Gemeinde gewisse Privilegien besaß und etwa vom verpflichtenden Kaiserkult befreit war. Unter den christlichen Gemeinden selbst waren die Bezüge auf die jüdische Herkunft und das jüdische Gesetz verschieden stark ausgeprägt. Ebenso war oft in den Gemeinden umstritten, ob nun die Römer oder die Juden die Gottesmörder waren, genauso wie es unklar war ob Bekehrte sich vor der Taufe (christlich) auch beschneiden lassen müssten (jüdisch).*

2 *Das christliche Zinsverbot wurde erst im 16. Jhd. fallen gelassen.*

3 *Wo heute der Gebrauchswert als ein Ausweg beschrieben wird, um zu gerechten Transaktionen in der Distributionsphäre zu gelangen, desavouiert sich die Marx'sche Behauptung, „man könne dem Weizen nicht anschmecken, wie er produziert worden sei“, an der Realität; heutzutage kann dem Weizen sehr wohl angeschmeckt werden, unter welchen Umständen er zur Welt kam. So wird auch die Gebrauchswertseite zunehmend zu einer Frage des gesellschaftlichen Prestiges und der sozialen Darstellung der jeweilig eingenommenen Position, was als Dienstleistung ihren warenförmigen Charakter nur noch schlecht verbergen kann.*

4 *Es handelt sich um christliche Gemeinden, die sich neu definierten, nicht um die entstehende bürgerliche Gesellschaft selbst; die definierte ihrerseits ihr Verhältnis zur Religion neu. Die christlichen Gemeinden aber integrierten sich entsprechend neuer Fragestellungen: grosso modo versuchte, sich über Einflussnahme auf das staatliche Segment der Gesellschaft ihre prominente Stellung zu bewahren (e.g. Richelieu, Jesuiten), die protestantischen Kirchen eher auf das Individuum und seine Verantwortung vor Gott und den Menschen abzielten. So gesehen ist es wohl falsch, die katholische Kirche als das unmoderne, feudale, reaktionäre Element der christlichen Religionen zu sehen, die Protestanten hingegen als die, die das moderne bürgerliche Element verkörpern. Eher ist es zutreffend, in der Entwicklung beider Kirchen eine gelungene – christlich-geschmeidige – Anpassung an die neuen Zeiten zu konstatieren und unterschiedlich zu beschreiben (nicht zu bewerten).*

5 *wie auch Einsichtslosigkeit: das Akzeptieren der neuen Zeit, das Arrangement mit den Umständen bedeutet noch keineswegs, dass damit ein Erkenntnisgewinn über die neuen aktuellen Formen der Vergesellschaftung einher gegangen wäre. Es genügt noch immer, zu glauben, um Berge zu versetzen.*

6 *Auf den Antisemitismus, wie er in den stark christlichen geprägten rückständigen Gebieten Osteuropas sich ausdrückte, kann hier nicht eingegangen werden. Nur so viel: die Verbindung des Judenfrage mit der Moderne ist hier nicht so stark ausgeprägt, Toleranz erscheint nicht als zentraler gesellschaftlicher Diskurs. Dafür ist dieser Antisemitismus auf Grund der Rückständigkeit der (russischen) Gesellschaft viel rabiat, und es prallen religiöse Orthodoxien aufeinander, wobei der Juden Hass sich an Barbaren wie Ausschluss von bestimmten Berufen, abergläubischen Gräuelmärchen etc. entzündet.*

7 *Wie es etwa Richard Wagner in einer von ihm unter Pseudonym herausgegebenen antisemitischen Hetzschrift Felix Mendelssohn-Bartholdy vorwarf.*

8 *In der Wegelagerung klingt noch ein letzter Nachhall des feudalen Fehderechts mit. Die Piraterie konnte aber schon, mit königlichen Kaperbrieffen ausgestattet, als eine Form der privatisierten, ausgelagerten Kriegsführung betrachtet werden. Wir sehen, dass die Formen des Widerstands, entgegen der Verherrlichung und Romantisierung in der Tradition der Sagen und Volkslie-*

der, auch sehr schnell in der Entwicklung und Modernisierung der kapitalistischen Ordnung ihren Platz finden können.

9 *Die Zahl der österreichischen Nazis, die, ihrer folkloristischen Gemütlichkeit folgend, die ihnen befreundeten Juden retteten, ist zwar nicht Legion, aber auch nicht Legende.*

10 *Im Übrigen verweist auf diesen Umstand auch der Mord an der armenischen Bevölkerung der Türkei. Die Parallelen sind eindeutig: eine Gesellschaft, die sich anschickt, ihre Rückständigkeit in einer als revolutionär begriffenen Anstrengung aufzuheben, ein Regime, das diese Anstrengung verordnet und durchführt, ein Sündenbock für die Rückständigkeit in der Form der armenischen Bevölkerung, ausgestattet mit allen Attributen, die auch den Juden zugeschrieben werden (von der falschen Religion über die Identifizierung mit dem Geld bis hin zur Heimatlosigkeit). Antisemitismus hat eben die unbegriffene Dimension, dass es nicht gegen die Juden geht, sondern gegen die bürgerliche Gesellschaft, deren unsichere Subsistenz, deren unsichtbare Bewegung, deren inhumane Verlaufsform nach einem Verantwortlichen verlangt, der schuld am Unglück ist und dessen Beseitigung die Welt wieder in Ordnung bringt.*

11 *Dieses „Wir“ bleibt amorph und unbestimmt; es ist ein „Wir“ in statu nascendi.*

12 *Karl Chemnitz, Schlussbemerkung zur Kritik des Gothaer Programms (ich habe gesprochen und meine Seele gerettet).*

Christian Fuchs:

Soziale Selbstorganisation im informationsgesellschaftlichen Kapitalismus

Libri Books on Demand. 248 Seiten. Euro 18,90
ISBN 3-8311-1601-6

Eine Analyse des postfordistischen, neoliberalen, informationsgesellschaftlichen Kapitalismus zeigt, wie sich durch diesen die globalen Probleme rasant verschärfen und es zu einer Prekarisierung der Lebensverhältnisse immer größerer Teile der Weltbevölkerung kommt. Dem derzeitigen Mangel an Inklusion und Partizipation in allen gesellschaftlichen Bereichen werden die Idee der vernetzten Selbstorganisation als mögliche Kritik- und Aufhebungsbewegung und das Bild einer freien, auf umfassender Selbstorganisation basierenden Gesellschaft entgegengestellt.

„...derzeit eines der wichtigsten Bücher auf meinem Tisch“ (Ralf Burnicki, Graswurzelrevolution, 10/2001)

„Insgesamt gesehen bietet dieses Buch eine kritische Analyse der heutigen Gesellschaft und ihrer Veränderungen und überzeugt durch eine Fassung der Idee sozialer Selbstorganisation, die im Gegensatz zu Luhmanns Selbstreferentialität sozialer Systeme nicht als affirmativ, sondern als kritisch zu betrachten ist“ (Wechselwirkung, Nr. 113).

Erhältlich über den Buchhandel oder <http://www.libri.de>

Geld und Antisemitismus

DER STRUKTURELLE WAHN IN DER WARENPRODUZIERENDEN MODERNE

von Robert Kurz

1. Der Fetischismus des Geldes

Geld ist das allgegenwärtige Fluidum der Moderne, der allgemeine Schmierstoff der Gesellschaft, die flächendeckende Form der Reproduktion: „Money makes the world go round“. Geld ist auch die universelle Gestalt des Reichtums, denn mit Geld kann man/frau (vermeintlich) alles kaufen; es eröffnet den scheinbar uneingeschränkten Zugriff der Zahlungsfähigen auf die Möglichkeiten der Welt und ist deshalb auch der universelle Gegenstand des Begehrens. Aus allen diesen Gründen wird das Geld von den Ideologen der modernen Volkswirtschaftslehre gepriesen als die schlaueste und segensreichste Erfindung der Menschheit.

Geld ist aber gleichzeitig auch die Gestalt eines universellen Schreckens und als negative Kehrseite des Reichtums die Formel einer ungeheuerlichen Armut, die nicht mehr aus den Naturbedingungen erwächst, sondern künstlich durch die Gesellschaft produziert wird. Geld erscheint als eine unheimliche Macht, weil es das „abstrakte Ding“ ist, gleichgültig gegen alle sinnlichen Inhalte, gegen Mensch und Natur, gegen Gefühle und persönliche Bindungen. Geld kann alles und nichts repräsentieren, es umfaßt alle Dinge der Welt und ist doch selber vollkommen leer, gewissermaßen ein ökonomisches Nirwana. In dieser gesellschaftlichen Abstraktion des Geldes lauert ein ungeheures Destruktionspotential, sobald sie real gegen die sinnliche Welt durchgesetzt wird: „Abstraktionen in der Wirklichkeit geltend machen, heißt Wirklichkeit zerstören“ (Hegel). Im Geld verkehren sich gleichzeitig auf paradoxe Weise soziale und dingliche Beziehungen: In ihrem wechselseitigen gesellschaftlichen Verhältnis repräsentieren die Menschen nicht sich selbst, sondern Quanta der abstrakten gesellschaftlichen Pseudo-Materie (Gold, Münzen, Geldscheine, Buchungsimpulse).

Marx nannte dieses absurde Verhältnis den „Fetischismus“ der Warenproduktion. Das Geld entsteht nämlich erst durch eine gesellschaftliche Funktionsteilung, in der die Tätigkeit für die Reproduktion des Lebens im „Stoffwechselprozeß mit der Natur“ (Marx) nicht im Vorhinein bewußt gemeinschaftlich organisiert wird, sondern als getrennte Privatproduktion für anonyme Märkte stattfindet. Die Produktion wird also erst im Nachhinein durch Tauschakte gesellschaftlich, als deren blindes Medium sich das Geld (die „universelle Ware“) herausgebildet hat. Das Geld repräsentiert dabei das abstrakte

Gemeinsame der qualitativ völlig verschiedenen Produkte, ihren sogenannten Wert, der wiederum nichts anderes darstellt als die Menge der dafür gesellschaftlich notwendigen Verausgabung menschlicher Energie. Gesellschaftlich muß dabei von der konkreten Art und Weise dieser Verausgabung abgesehen werden, weil sie nur auf die abstrakte Äquivalenz der Waren bezogen sein kann. Von vornherein ausgerichtet auf diese abstrakte Allgemeinheit des Werts und seiner Erscheinungsform, des Geldes, wird daher die abstrakte Seite der Tätigkeit als sogenannte „Arbeit“ (Verausgabung menschlicher Energie schlechthin) bestimmend, was eine „universelle Gleichgültigkeit“ der Produzenten gegen den Inhalt ihrer Produktion einschließt. Hauptsache, es wird „Geld verdient“.

Natürlich bleibt der Gesellschaft und ihren Individuen die zerstörerische Kehrseite des Geldes und seiner „Realabstraktion“ (Sohn-Rethel) nicht verborgen. Schon früh rief dieser Widerspruch den Versuch hervor, ideologisch „gutes“ und „böses“ Geld zu unterscheiden. Das destruktive und abstrakte Moment sollte abgetrennt und auf eine negative, äußerliche Macht projiziert werden, als die (im Anschluß an den religiösen Vorbehalt gegen die „Christusmörder“) seit dem Spätmittelalter die jüdischen Gemeinden definiert wurden. Der Antisemitismus will also unter Beibehaltung der Geldformen unheimliche entsinnlichte Inhaltslosigkeit als angebliche „jüdische Eigenschaft“ definieren und damit „den Juden“ als Sündenböcken aufhalsen. Er ist die irrationale immanente Reaktion auf die Irrationalität des Waren- und Geldfetischismus.

2. Das Elend der Konkurrenz

Zum allgemeinen, flächendeckenden Verhältnis wird dieser Fetischismus aber erst durch die moderne Verwandlung des Geldes in Produktivkapital: Das Geld wird auf sich selber rückgekoppelt, um sich zu „verwerten“ (aus einer Mark zwei zu machen) – und damit zum „automatischen Subjekt“ (Marx) einer neuen Produktionsweise. „Das Medium ist die Botschaft“ (McLuhan); das Tauschmittel mausert sich zum Selbstzweck, der sich sukzessive der gesamten Reproduktion bemächtigt. In der wechselseitigen Bedingtheit von „abstrakter Arbeit“ und „Verwertung des Werts“ entsteht eine neue Art „negativer Vergesellschaftung“, in der die gesellschaftliche Tätigkeit individualisiert und absolut abhängig gemacht wird von den autonomen

Bewegungsgesetzen des „abstrakten Dings“, auf die sich die Gesellschaftsmitglieder als „vereinzelte Einzelne“ allesamt beziehen müssen. Die Menschen geraten so in ein wechselseitiges Verhältnis totaler Konkurrenz, in dem zwar die Produktivkräfte mit einer nie gekannten Dynamik entwickelt werden, aber eben in einer zwanghaften, paradoxen und destruktiven Weise, die sich in Krisen und Katastrophen entlädt.

Es ist nur folgerichtig, daß diese dynamisierte gesellschaftliche Paradoxie, deren Struktur dem klinischen Wahnsinn nicht unähnlich ist (jedoch in objektivierter gesellschaftlicher Form), eine explosive Mischung aus Angst und Begehren erzeugt. Die Befreiung von diesem strukturellen Wahnsinn könnte nur darin bestehen, daß durch eine gesellschaftliche Bewegung emanzipatorischer Aneignung hindurch an die Stelle des Fetischismus von „Arbeit“, Wert und Geld eine neue Struktur bewußter gesellschaftlicher Selbstverständigung tritt, an der (z.B. in Form eines Systems von Räten oder Komitees) alle Menschen beteiligt sind und gemeinschaftlich über den sinnvollen Einsatz ihrer Ressourcen und Produktivkräfte entscheiden. Zu einer solchen Praxis sozialer und stofflich-sinnlicher Vernunft jenseits der warenproduzierenden Moderne ist jedoch die Menschheit bis jetzt nicht durchgestoßen, nachdem die Zwangsgesetze von „Arbeit“ und Geld in einem mehrhundertjährigen Prozeß von Unterdrückung, Gewalt, „Erziehung“ und abstrakter „Verfleißigung“ (Industrialisierung) verinnerlicht und gewissermaßen zur Tabuzone gemacht worden sind: Wer die fetichistische Grundstruktur direkt kritisiert und sie aufheben will, wird geradezu für verrückt erklärt.

In der Durchsetzungsgeschichte dieses warenproduzierenden Systems entstanden daher verschiedene immanente Bewältigungs-Ideen und Reaktionsformen, um mit den Widersprüchen und Krisen des modernen Fetischismus auf seinem eigenen Boden (ohne wirkliche Transformation) vermeintlich fertigzuwerden. Gegen die Rationalität des Liberalismus, der (auch heute wieder) den blinden Selbstlauf der Konkurrenz propagiert und dabei das Herausfallen von wachsenden Menschenmassen in Kauf nimmt, positionierte sich die Rationalität des Staatssozialismus von Bismarck bis Lenin und von Keynes bis Castro, um die krisenhaften Wirkungen der Konkurrenz in verschiedenen, mehr oder weniger weit gehenden Systemen staatlicher Regulation (deficit spending, Sozialstaat,

Staat als Generalunternehmer etc.) zu überwinden, ohne jedoch Warenproduktion, Markt und Geldform aufzuheben. Aber diese staatssozialistischen Versuche mußten in allen ihren Variationen immer wieder (und heute endgültig) scheitern, denn der Staat ist nur der andere Pol der fetischistischen abstrakten Allgemeinheit und bleibt letztlich abhängig von den blinden Gesetzen des kapitalisierten Geldes. Unter dem Dach staatlicher Regulation schwelt daher die Konkurrenz weiter und bricht mit umso größerer Gewalt wieder hervor (sowohl binnenökonomisch als auch in den Außenbeziehungen).

Weil der Staatssozialismus auf dem Boden des unaufgehobenen warenproduzierenden Systems viel zu schwach ist, um die Irrationalität der fetischistischen Struktur und des damit verbundenen Konkurrenz-Systems überwinden zu können, bildeten sich gleichzeitig seit dem 19. Jahrhundert verschiedene politisch-soziale Strömungen einer irrationalen „Fortsetzung der Konkurrenz mit anderen Mitteln“, in deren ideologischem Zentrum der Antisemitismus steht: Die Projektion der abstrakten, destruktiven Eigenschaften der Geldform auf „die Juden“ setzt sich fort in deren Definition als das fremde „Außen“ der Konkurrenz. Die universelle Angst im „Krieg aller gegen alle“ (Hobbes) bringt das Verlangen nach einem eindeutigen, in der Konkurrenz trotzdem der Konkurrenz entzogenen „Wir“ hervor, das in Gestalt eines Meta-Subjekts gegen „die anderen“ als ein System von sozialen Einschließungen und Ausschließungen imaginiert wird, in dem „das Jüdische“ als das universelle Andere und Fremde figuriert, das alle negativen Eigenschaften von Geld und Konkurrenz auf sich vereinigt.

Der Antisemitismus nahm dabei immer wieder Elemente sowohl des Liberalismus als auch des Staatssozialismus in sich auf, um sich gesellschaftlich zu formieren (historisch in Gestalt von Faschismus und Nationalsozialismus). Darin zeigen sich sowohl die Differenzen als auch die Affinitäten und Überschneidungen von Liberalismus, Staatssozialismus und Antisemitismus, die in je verschiedener Weise dieselbe rationale Irrationalität oder denselben irrationalen Rationalismus auf dem gemeinsamen Boden des modernen Fetischsystems ausdrücken.

3. Die Naturalisierung des Sozialen

Die in der Kapitalform gesamtgesellschaftlich gewordene blinde und entfesselte Selbstbewegung des „abstrakten Dings“ hat die Ideologen dieses Systems von Anfang an dazu geführt, die „zweite Natur“ der fetischistischen (in ihrer Formbestimmung dem menschlichen Willen entzogenen) Vergesellschaftung mit der „ersten Natur“ nicht nur analog zu setzen, sondern direkt zu identifizieren. Schon die Klassiker des Liberalismus und der „Volkswirtschaftslehre“ betrachteten die blinden Gesetze von Geld und

Markt ganz unbefangen als Naturgesetze. Die physikalische „Weltmaschine“ des mechanischen Universums von Newton fand ihre Entsprechung in der ebenso mechanischen ökonomischen „Weltmaschine“ oder anzubetenden „schönen Maschine“ (Adam Smith) des Kapitals. Aus der Metaphysik des Geldes wurde die Physik des universellen Marktes. Während bei Marx im Kontext seiner Fetisch-Kritik diese Pseudo-Physik der Kategorien eines warenproduzierenden Systems noch als negativ erscheint und ihre Darstellung als radikale Kritik formuliert ist, fiel der Staatssozialismus (auch in seiner „marxistischen“ Variante) auf den Positivismus der fetischistischen „Gesetzmäßigkeiten“ zurück, die „unabhängig vom menschlichen Willen“ als Quasi-Natur vorausgesetzt erscheinen.

Diese pseudo-physikalische Naturalisierung des Sozialen setzte sich jedoch schon bald fort in einer Biologisierung von gesellschaftlicher Entwicklung und sozialen Eigenschaften. Darwins epochemachende Entdeckung der biologischen Evolution wurde sogleich gesellschaftlich kurzgeschlossen (auch von Darwin selbst) und als pseudo-biologisches „Ausleseverfahren“ und „Survival of the fittest“ auf die menschliche Geschichte übertragen. Dieser „Sozialdarwinismus“ richtete sich gegen Behinderte und sogenanntes „lebensunwertes Leben“, das durch strenge „Rassenhygiene“ (staatliche Kontrolle der Vererbung etc.) schon im Keim erstickt werden sollte. In diesem Sinne drang der Sozialdarwinismus auch tief in die marxistische Arbeiterbewegung ein und wurde von ihren führenden Ideologen (z.B. Karl Kautsky) ganz offen vertreten.

Derselbe Sozialbiologismus besetzte mit dem Slogan vom „Kampf ums Dasein“ auch die Deutung der alleseitigen Konkurrenz und das daraus resultierende System der sozialen Ein- und Ausschließungen. Während der Liberalismus ein individuelles sozialdarwinistisches Ausleseverfahren nach den kapitalistischen Kriterien befürwortete, entwickelte sich gleichzeitig ein umfassender biologischer Rassismus, der das angstbesetzte Syndrom der Konkurrenz ideologisch in einen Kampf von „höheren“ und „niederen“ Rassen umphantasierte und den Mythos von der „arischen Lichttrasse“ (Graf Gobineau) erfand.

Der Antisemitismus wurde sehr schnell in dieses biologistische und rassistische Weltbild integriert. Während die sogenannten farbigen Menschen (Afrikaner, Asiaten etc.) als „unterwertige“ Rassen oder „Untermenschen“ definiert wurden, figurierten „die Juden“ umgekehrt als die „überwertige Rasse des Bösen“ und als phantasmatischer großer Gegenspieler der „Arier“. Wie der Antisemitismus vorher schon die strukturelle Negativität von „Geldherrschaft“ und Konkurrenz auf ein „jüdisches“ Wesen projiziert hatte, so wurden „die Juden“ nun zu den biologisch von Natur aus „Anderen“

schlechthin, denen das Böse der negativen und abstrakten Vergesellschaftung nicht nur historisch oder kulturell, sondern direkt in ihrer physischen, biologischen und „blutsmäßigen“, also leiblichen Existenz anhaftet. Der Antisemitismus vollendete so die in der gesamten affirmativen Ideologie des modernen warenproduzierenden Systems angelegte Naturalisierung des Sozialen und spitzte sie bis zur äußersten Konsequenz zu.

4. Arbeitszwang und Leistungswahn

Die Grundlage und gewissermaßen das innere Feuer, die bewegende Kraft der rastlosen „Verwertung des Werts“ ist die abstrakte „Arbeit“, d.h. die ebenso rastlose Verausgabung menschlicher Energie unter Gleichgültigkeit nicht nur gegen die konkreten Inhalte der Verausgabung (dem Kapital und seinen Produzenten muß es im Prinzip egal sein, ob sie Schokoladentörtchen oder Tellerminen herstellen), sondern auch gegen die Folgen, „Risiken“ und Nebenwirkungen der damit verbundenen (betriebswirtschaftlichen) Rationalität. Nicht bewußte menschliche Zwecke setzen sich in ebenso bewußte, gemeinschaftlich organisierte Tätigkeit um, sondern genau umgekehrt hängen die menschlichen Zwecke vom prozessierenden Selbstzweck des Werts und der „Arbeit“ als seiner abstraktifizierten Bewegungsform ab. Trotz dieser Absurdität wurde der abstrakte Begriff der „Arbeit“ schon seit der frühen Neuzeit zum edlen ethischen Ziel geädelt. Während in allen vormodernen Produktionsweisen die Subsumtion von Menschen unter die Abstraktion einer fremdbestimmten Tätigkeit als negativ und minderwertig galt, stieg die „Arbeit“ in der „protestantischen Ethik“ zum paradoxen positiven Ziel der menschlichen Selbstverwirklichung unter den Augen Gottes auf. Darin kündigte sich die Säkularisierung der Religion in Form der Unterwerfung unter die kapitalistische „Weltmaschine“ an.

Sowohl der Liberalismus als auch der (marxistische) Staatssozialismus erwiesen sich als Erben dieser „protestantischen Ethik“. Mit fortschreitender Entwicklung des warenproduzierenden Systems wurden die „Arbeit“ und die damit zusammenhängenden, ebenso abstrakten „Sekundärtugenden“ (Fleiß, Disziplin, Pünktlichkeit usw.) dem Selbstzweck des „abstrakten Dings“ entsprechend propagiert und die Definition der „Wohlfahrt“ davon abhängig gemacht, ohne Rücksicht auf die gesellschaftliche Sinnhaftigkeit und das wirkliche Wohlbefinden der Individuen. Arbeitszwang und Leistungswahn für immer absurdere „Pyramidenbauten“ im Namen des zum Selbstzweck gewordenen Geldes ließen die positiven Möglichkeiten der Produktivkraftentwicklung immer wieder verpuffen.

Statt dieses fetischistische Verhältnis mitsamt seinem abstrakten Tätigkeitsbegriff anzugreifen,

konnte die historische Arbeiterbewegung nur bis zu einer systemimmanenten Kritik gelangen und machte sich selber den Standpunkt der „Arbeit“ zu eigen. Obwohl selber eine Abstraktion und als solche real vom abstrakten Selbstzweck des Geldes bestimmt, erschien die „Arbeit“ (besonders die unmittelbare Produktionstätigkeit) als das „Konkrete“ und Sinnhafte gegenüber der abstrakten Welt der Geldform. „Kapital“ und „Arbeit“ wurden somit nicht als die beiden Seiten derselben Medaille begriffen, sondern als äußerlicher Gegensatz. An die Stelle einer Kritik der gesellschaftlichen Fetischform trat die Kritik der „Nichtarbeit“ oder der „unproduktiven Arbeit“, des „arbeitslosen Einkommens“, des „Parasitentums“, der „Arbeitscheuen“, der „Schmarotzer“ usw. Ironischerweise entwickelte der Liberalismus ganz ähnliche Kriterien, wenn auch mit anderer Besetzung (hier figurierten die unbotmäßigen und nach Verkürzung des Arbeitstages strebenden Lohnarbeiter selber als „faules Gesindel“).

Auch wenn August Bebel die antisemitische Ideologie den „Antikapitalismus der dummen Kerle“ nannte, so konnte der Antisemitismus doch sowohl an die basale „protestantische Ethik“ und den liberalen Leistungswahn als auch an die daran gebundene verkürzte Kapitalismuskritik der marxistischen Arbeiterbewegung anknüpfen. „Arbeit macht frei“ stand nicht umsonst über dem Tor von Auschwitz. Die Positivierung der „Arbeit“ und die Brandmarkung der „Nichtarbeit“, des „Müßiggängertums“ etc. mußte nur noch biologisch aufgeladen und entsprechend zugeordnet werden, um in das antisemitische Weltbild zu passen. Dabei wiederholte sich die naturalisierende Zuordnung des Negativen: Die Afrikaner, Slawen usw. wurden als die „unterwertigen Arbeitsscheuen“, „die Juden“ dagegen als die „negativ überwertigen Arbeitsscheuen“ und als eigentlicher Gegenpol zum „arischen“ Prinzip der „ehrlichen Arbeit“ definiert.

Als angebliche Träger des „bösen“ Geldes und der gesellschaftlichen Realabstraktion überhaupt wurden „die Juden“ aber nicht bloß mit dem Feindbild des gehobenen „parasitären Müßiggängertums“ identifiziert, sondern auch mit den Abstraktionen der reflektierenden Vernunft. Nicht umsonst hatte Marx die Logik des „Geldes des Geistes“ genannt. Und wie im Hause des Gehenkten nicht vom Strick gesprochen werden darf, so darf in der auf Realabstraktionen beruhenden warenproduzierenden Gesellschaft nicht die abstrakte fetichistische Form durch Reflexion versehentlich beim Namen genannt werden. Obwohl gerade der banale Alltagsverstand der „geldverdienenden“ Menschen bis zur Blödsinnigkeit abstrakt denkt, wie schon Hegel gezeigt hat, ist der „abstrakte Denker“ in seiner reflexiven und daher irgendwie gefährlichen Gestalt verpönt, seitdem das gesellschaftli-

che Bewußtsein mit zunehmender Durchsetzung des totalen „Geldverdienens“ immer positivistischer geworden ist. Sowohl der liberale Pragmatismus als auch der arbeiterbewegte Vulgärmarxismus entwickelten daher zusammen mit dem Affekt gegen die jeweilige Definition von „Nichtarbeit“ und „Unproduktivität“ auch ein entsprechendes Maß an Intellektuellenfeindlichkeit, das der Antisemitismus auf seine Weise aufgenommen hat: Der „unproduktive“ und müßiggängerische „jüdische Flaneur“ oder „elegante jüdische Lebemann“ wurde nahezu gleichbedeutend mit der Figur des „zersetzenden jüdischen Intellektuellen“, in dem sich die negative Kraft der Abstraktion reflexiv gegen das „gute“ Prinzip der „Arbeit“ wendet.

5. „Schaffendes“ und „raffendes“ Kapital

Die Affirmation des „guten Geldes“ gegen das „böse Geld“, das Lob des „Konkreten“ (das in Wahrheit nur die Konkretion der realabstrakten modernen Vergesellschaftung selber ist) gegen das „Abstrakte“ und die Apotheose der „Arbeit“ gegen Müßiggang und „Parasitentum“ können im System der politischen Ökonomie eigentlich nur auf eines hinauslaufen: nämlich auf eine verkürzte Kritik des zinstragenden Kapitals, das mit der Negativität der ganzen Produktionsweise identifiziert wird. Obwohl das Finanzkapital logisch nur eine abgeleitete Form des Produktivkapitals und der Zins nur ein Bestandteil der industriellen Mehrwertschöpfung sein kann, erscheint in diesem flachen Verständnis allein der Zins, der für geliehenes Geld bzw. Geldkapital gezahlt werden muß, als „Abpressung des Mehrwerts“ und als moralisch ungerechtfertigtes „arbeitsloses Einkommen“. Ökonomisch gesehen gelten so einzig die Geldkapitalbesitzer, Bankiers etc. als „Kapitalisten“, die industriellen Unternehmer dagegen als eine Art „leitende Selbstarbeiter“ mit bloß etwas höherem Unternehmerlohn oder einer „Risikoprämie“.

Sowohl die industriellen Unternehmer selber als auch die kleinen Familienbetriebe und Handwerker, die auf Bankkredite angewiesen sind und jederzeit in die „Schuldenfalle“ laufen können, neigen von ihrem immanenten Interessenstandpunkt aus leicht zu einer solchen Betrachtungsweise. Insofern ist sogar eine liberale Kritik des Finanzkapitalismus denkbar; und in der Arbeiterbewegung war es demzufolge der quasi liberale Flügel in Gestalt eines Teils der Anarchisten, der von einem eher kleinunternehmerischen Standpunkt aus oder im Sinne warenproduzierender Genossenschaftsbetriebe die „Brechung der Zinsknechtschaft“ (Proudhon) verlangte. Der Arbeiterbewegungs-Marxismus lehnte diese Position zwar als kleinbürgerliche ab; aber seine eigene staatssozialistische Ideologie, die nicht die Aufhebung des fetichistischen Verhältnisses und der darin eingeschlossenen Lohnarbeit zum Ziel hatte, sondern bloß

die Verstaatlichung und bürokratische Regulation des privaten Produktivkapitals, war davon nicht gar so weit entfernt. In der Praxis der marxistischen Massenagitation, zumal im Zeichen einer „Bündnispolitik“ mit den diversen arbeitssamen „kleinen Warenproduzenten“, rückte der Finanzkapitalismus wie von selbst ins Zentrum der Kritik und wurde zum Generalbösewicht aufgeblasen.

Der Antisemitismus konnte aus der verkürzten Kritik des zinstragenden Kapitals besonders leicht seinen Honig saugen, denn schon seit dem Spätmittelalter galten „die Juden“ als Geldwucherer (so z.B. in aggressiver und geradezu pogromhetzerischer Weise bei Martin Luther). Diese Zuordnung war darauf zurückzuführen, daß Christen laut Bibel offiziell das Zinsnehmen verboten war, während im Handelsverkehr trotzdem Kreditbedarf bestand. In vielen Städten war den jüdischen Gemeinden gleichzeitig aus Konkurrenzgründen die Ausübung von Gewerben untersagt. So verlegten sich einige jüdische Bürger notgedrungen auf Handel und Geldverleih (obwohl auch im Alten Testament die Zinsnahme verboten ist). Der jüdische Trödler und Lumpenhändler wurde sprichwörtlich, während sich an die historisch herausgebildete Existenz einiger jüdischer Bankiersfamilien (darunter die berühmten Rothschilds) ein haßerfüllter Mythos vom „jüdischen Finanzkapital“ knüpfen konnte. Daß die überwältigende Mehrheit der Juden stets alles andere, bloß keine Finanzgewaltigen waren, störte dabei überhaupt nicht.

In die falsche, am Wesen des modernen Fetischismus vorbeigehende Kritik der „Zinsknechtschaft“ mischten sich daher von Luthers Zeiten bis ins 20. Jahrhundert antisemitische Töne. Dabei gilt die Faustregel: Nicht alle Kritiker des zinstragenden Kapitals sind (offene) Antisemiten, aber alle Antisemiten sind Kritiker des zinstragenden Kapitals. Gewissermaßen handelt es sich um eine „politische Ökonomie des Antisemitismus“, die gleichzeitig als umfassende irrationale Weltanschauung auftritt. Diese seit Proudhon weitgefächerte Ideologie, die sich auch bei den Anthroposophen Rudolf Steiners und den Anhängern des ökonomischen Quacksalbers Silvio Gesell (wie überhaupt bei den Sektenbewegungen der Vor- und Zwischenkriegszeit) fand, wurde von den Nationalsozialisten synthetisiert und auf die Spitze getrieben. In der Gegenüberstellung von „schaffendem“ und „raffendem“ Kapital faßte die Nazi-Ideologie alle Momente des antisemitischen Syndroms zusammen.

Dazu gehörte auch die schon seit dem späten 19. Jahrhundert geisternde abstruse Idee von der „jüdischen Weltverschwörung“: Die Anonymität und die supranationalen Gesetze des Weltmarkts wurden dabei durch eine Analogisierung von transnationalen Finanzzusammenhängen und der „verdächtigen“, als im nationalistischen Sinne illoyal identifizierten und über die Welt

verstreuten jüdischen Ghetto-Existenz dämonisiert, um für die unbegriffenen subjektlosen Wirkungen der globalen Konkurrenzverhältnisse, Kapital- und Handelsströme einen teuflischen, die Fäden ziehenden „Verursacher“ hinter den Kulissen dingfest zu machen (in gewisser Weise ist der Wahn von der „jüdischen Weltverschwörung“ eine Karikatur der Aufklärungsphilosophie, die ja ebenfalls die Geschichte auf bewußt handelnde Subjekte zurückführt, ohne etwas von fetischistischen Strukturen zu ahnen).

In derselben Weise erklärt die irrationale „politische Ökonomie des Antisemitismus“ dann auch die kapitalistischen Krisen. Die tatsächliche innere Schranke der Akkumulation findet sich im Produktivkapital selbst: Wenn für eine gegebene industrielle Struktur die Expansionsfähigkeit der Märkte erschöpft ist und die Rationalisierung mehr Arbeitsplätze frißt, als neue geschaffen werden, können die aus vorangegangenen Produktionsperioden realisierten Gewinne nicht mehr ausreichend rentabel in zusätzlichen produktiven Investitionen angelegt werden. Diese Situation der „Überakkumulation“ (Marx) des Kapitals führt einerseits zu einer krisenhaften Negativspirale von Entlassungen, Schrumpfung der Märkte usw. Andererseits strömt das nicht mehr rentabel reinvestierbare Geldkapital in die Finanzmärkte und treibt unter dem Verwertungsdruck eine Blase der Spekulation (der Kreation von fiktiven Werten) hervor, deren Platzen dann die Krise umso mehr anheizt. Die irrationale Krisentheorie, die einseitig auf das Finanzkapital fixiert ist, verkehrt nun in diesem Ablauf der Krise einfach Ursache und Wirkung: Die Spekulation, die aus der Krise des Produktivkapitals selber entstanden ist, erscheint umgekehrt als deren Ursache, und „die Spekulanten“ werden zu den böswilligen Subjekten der Krise erklärt. Und da schon das Finanzkapital überhaupt als „jüdisch“ definiert ist, bedarf es keiner großen Herleitung mehr, um auch die spezifische Krisenfigur des „Spekulanten“ entsprechend einzuordnen. Auf diese Weise haben die Nazis mit nicht geringem propagandistischen Erfolg die Weltwirtschaftskrise von 1929-33 gedeutet.

6. Auschwitz – die deutsche Revolution

Das antisemitische Syndrom hat den Kapitalismus von Anfang an begleitet und war immer in allen Ländern des modernen warenproduzierenden Systems präsent – auch dort, wo es gar keine Juden gibt. Gerade der „Antisemitismus ohne Juden“ beweist den Charakter dieser aggressiven Ideologie als irrationale Weltanschauung, die nicht aus empirischen Konflikten entstanden ist. Nicht erklärt ist damit allerdings, warum die universelle Präsenz des Antisemitismus in der modernen Welt sich nur in Deutschland bis zum Menschheitsverbrechen des Holo-

caust steigern konnte. Ein Moment von Unerklärlichkeit, das der reflektierenden Vernunft nicht mehr zugänglich ist, wird Auschwitz wohl für immer behalten. Trotzdem lassen sich Gründe angeben, warum das deutsche Reich zum Organisator dieses universellen Grauens werden konnte.

Erstens war Deutschland im 19. Jahrhundert unter den großen kapitalistischen Ländern der historische Nachzügler, die „verspätete Nation“. War die Modernisierung in England, Frankreich und den USA noch mit revolutionärer bürgerlicher Emphase und republikanischen Hoffnungen einhergegangen, so setzte sie in Deutschland erst zusammen mit der großen Transformationskrise der Industrialisierung bis zur Jahrhundertmitte ein. Ideologisch war die Herausbildung des modernen kapitalistischen Nationalstaats in Deutschland daher weniger mit dem vordergründig rationalen Aufklärungsdanken, sondern vielmehr bereits mit der irrationalen romantischen Gegenbewegung verbunden, die in einer widersprüchlichen Mischung modernisierende Elemente mit einer reaktionären und phantasmatischen Kritik der „abstrakten Geldwirtschaft“ verband. Eine Folge davon war, daß die deutsche Nation im Gegensatz zum westlichen Rechts- und Staatsbegriff mit „völkischen“ und rassistischen Abstammungslehren biologisch legitimiert wurde (bis heute ist die Staatsbürgerschaft auch der BRD in dieser Weise „blutmäßig“ definiert!). Diese ideologische und sogar juristische Grundlegung des deutschen Nationalstaats begünstigte in besonderer Weise eine irrationale, biologische und eben auch antisemitische Gesellschafts- und Krisentheorie. Die deutschen Eliten waren damit fast durchgehend infiziert, darunter auch Leute, von denen man/frau es heute nicht mehr vermuten würde (z.B. Thomas Mann).

Zweitens war Deutschland bekanntlich dasjenige unter den großen kapitalistischen Ländern, das keine bürgerliche Revolution erlebte (die lächerliche und gescheiterte Episode von 1848 kann man/frau vergessen). Die Modernisierung und Nationalstaatsbildung wurde „von oben“ durch den alten absolutistischen Apparat unter Führung des besonders autoritären und militaristischen Preußen durchgezogen. Die deutsche Modernisierungsgeschichte war also nicht durch Umstürze und Revolutionen geprägt, sondern durch „Kadavergehorsam“ als verinnerlichtes Massenphänomen in Familie, Schule, Fabrik und Armee. Auch die sozialistische Arbeiterbewegung war stärker als in anderen Ländern vom Geist dieser preußischen Disziplinierung durchdrungen.

Indem sich die irrationale „völkisch“-biologische Selbstlegitimierung der „deutschen Nation“ und die autoritäre preußische Tradition zusammenschlossen, braute sich in Gestalt des Nationalsozialismus ein Versuch zusammen, mit

dem Antisemitismus als Staatsdoktrin die kapitalistische Welt der „Arbeit“ von der Gewalt der Realabstraktion zu „befreien“; aber nicht durch soziale Gegenwehr, Revolten oder eine Revolution, sondern durch die physische Vernichtung der vermeintlichen biologischen Träger des schlechten „Abstrakten“, der parasitären „Nichtarbeit“, des „zersetzenden Intellektualismus“, des „raffenden“ Finanzkapitals und des krisenverursachenden „Spekulantentums“ usw. Mit einem Wort: der „deutsche Kapitalismus“ (und der Kapitalismus überhaupt) sollte durch das Vergasen der Juden zu einer durch und durch „konkreten“ Gesellschaft, die „Arbeit“ zu einer biologisch reinen Allgemeinheit ohne das Zwangsgesetz der abstrakten Verwertung gemacht werden.

In zugespitzter Form hat der US-amerikanische Theoretiker Moishe Postone diese ungeheuerliche Absurdität des Nationalsozialismus formuliert: „Auschwitz war eine Fabrik zur Vernichtung des Werts“. Dort sollte nichts produziert, sondern die gesellschaftliche Realabstraktion der Moderne fabrikmäßig eliminiert werden, ohne sie emanzipatorisch aufzuheben. Nicht allein die millionenfache Zahl der Opfer ist es, die den Holocaust zu einer historischen Singularität gemacht hat, sondern das völlige Fehlen eines definierbaren Interessenstandpunkts, wie er in dieser oder jener Form hinter allen anderen Genoziden und Massenmorden der Modernisierungsgeschichte zu finden ist. Der Holocaust war ein fanatisch vollstreckter Selbstzweck (sogar kriegswichtige Ressourcen wurden dafür geopfert), um den Selbstzweck des Kapitals loszuwerden. Der unüberwundene Kapitalismus sollte sich mit Hilfe der Gaskammern in eine an sich selber nichtkapitalistische Form verwandeln. Insofern war Auschwitz die „deutsche Revolution“ – die einzige, die in diesem Land jemals „gelingen“ ist. Die kadavergehorsamen Deutschen standen stramm für diese „Revolution“ und vollstreckten sie mit der Präzision eines Uhrwerks, diszipliniert in allen Sekundärtugenden. Nur in diesem Land mit dieser spezifischen Geschichte konnte das antisemitische Syndrom sich als Pseudorevolution „von oben“ bis zur letzten denkbaren Barbarei steigern.

7. Krise der Arbeit und Kasinokapitalismus

In der deutschen Nachkriegsgeschichte wurde das wahre Wesen von Auschwitz niemals diskutiert und aufgearbeitet, weil dies sofort die grundsätzliche Systemfrage der Moderne ans Licht gebracht hätte. Nicht nur die kapitalistischen Eliten der BRD (die als offizieller Nachfolgestaat des „Dritten Reiches“ firmierte) hatten daran kein Interesse, sondern auch für die Westmächte mit den USA an der Spitze wäre in der neuen Epoche der kapitalistischen Weltmarkt-Integration eine bis an die Wurzeln

gehende Offenlegung des antisemitischen Syndroms nur lästig gewesen. Aber auch in der DDR, die ja nicht bloß äußerlich durch den Stechschritt der „Nationalen Volksarmee“ unseelige preußische Traditionen pflegte, blieb die Aufarbeitung des Antisemitismus äußerst oberflächlich und halbherzig, um schon bald durch eine „antizionistische“, an der Bündnispolitik der Sowjetunion mit den arabischen Staaten orientierte Propaganda überlagert zu werden.

Der Antisemitismus konnte allerdings auch deswegen nicht als Kern der Nazi-Ideologie herausgeschält werden, weil die verkürzte Kapitalismuskritik der Arbeiterbewegungs-Marxismus selber nicht an die Problematik der fetischistischen Realabstraktion heranreichte, wie sie von der antisemitischen Ideologie auf irrationale und mörderische Weise thematisiert wurde. Die sozialistischen und kommunistischen Parteien (ebenso wie die anarchistischen Strömungen) waren zwar nie die zentralen Träger des antisemitischen Syndroms, aber sie hatten doch immer wieder Berührungspunkte und unklare Beziehungen damit (dieser Sachverhalt bildet geradezu die Geheimgeschichte des traditionellen Sozialismus). Die antisemitische Weltanschauung und Krisendeutung blieb also unaufgearbeitet und wurde in der Epoche von „Wiederaufbau“ und „Wirtschaftswunder“ zum „Schläfer“ im gesellschaftlichen Unterbewußtsein.

Seit den 80er Jahren ist der Weltkapitalismus abermals in eine Krisenepoche eingetreten, die durch eine historisch neue Qualität von Automatisierung, Rationalisierung und Globalisierung des Kapitals im Zeichen der mikroelektronischen Revolution gekennzeichnet ist. Erstmals kann die „industrielle Reservearmee“ (Marx) nicht mehr zyklisch reabsorbiert werden; die zyklische Entwicklung hat sich in eine strukturelle Überakkumulation des Kapitals verwandelt, mit der eine ständig anschwellende strukturelle Massenarbeitslosigkeit im Weltmaßstab einhergeht. Obwohl die „Krise der Arbeitsgesellschaft“ ausgerufen wurde und damit eigentlich eine Grundkategorie der Moderne und ihrer realabstrakten Vergesellschaftung in Frage gestellt ist, glaubte man/frau in den 80er Jahren noch billig davonzukommen. Die pseudo-hedonistische Kritik der „Arbeit“ blieb oberflächlich und zehrte von den Nachklängen des „Wirtschaftswunders“; die Hoffnung auf eine Ausdehnung der kapitalistischen „Freizeit“ bei hohen Geldeinkommen und Konsumstandards zeigte, daß der Zusammenhang von „Arbeit“ und Geldform gar nicht begriffen wurde.

In den 90er Jahren kommt nun der große Katzenjammer. Nach dem staatssozialistischen Zusammenbruch, der ein Moment der neuen Weltkrise war, ist jede Grundsatzkritik des Konkurrenz-Systems verstummt, während gleichzeitig der verdrängte Zusammenhang der kapitalistischen Kategorien zutage tritt: Die ober-

flächliche, konsumistische Kritik der „Arbeit“ wird ersetzt durch den Schrei nach „Arbeitsplätzen“ und eine hektische „Standort“-Debatte. Gegen die Globalisierung möchte gerade die Linke zurückflüchten in den längst obsoleten Keynesianismus, der an die nationalstaatliche Regulation gebunden ist. Diese keynesianische Nostalgie, die von der rechten Sozialdemokratie bis zu den Resten des Linksradikalismus reicht, will den fundamentalen Charakter der Krise nicht wahrhaben. Die Hoffnung, daß „Geld genug da“ sei, richtet sich als irrealer Forderung an den Staat, die entfesselten Finanzmärkte zurück in die nationale Gemeinschaft zu holen.

Gegen den Kasinokapitalismus eines historisch beispiellosen spekulativen Überbaus, wie er aus der strukturellen Überakkumulation des Kapitals hervorgegangen ist, werden hilflos „produktive Investitionen“ eingeklagt. Auf dem Parteitag der SPD Anfang Dezember 1997 forderte der Vorsitzende Lafontaine, „gegen die Spekulanten“ vorzugehen. In dieses Horn bla-

sen in ganz Europa (und weltweit) Gewerkschaften, Grüne, Sozialisten, Kommunisten usw. Sie sind sicherlich (noch) keine Antisemiten, aber sie mobilisieren alle, aber auch wirklich alle Motive der „politischen Ökonomie des Antisemitismus“, statt vom untergegangenen schwachen Paradigma des Staatssozialismus zu einer aufhebenden emanzipatorischen Kritik der fetischistischen Realabstraktion zu gelangen.

Die keynesianische Nostalgie der Linken wird so zum unfreiwilligen Schrittmacher eines neuen, in seiner Erscheinungsform noch unklaren antisemitischen Schubs der phantasmatischen Krisendeutung. Am rechten Rand des Konservatismus, im rechtsradikalen Spektrum, bei Skinhead-Banden, in der Bundeswehr usw. blühen bereits offen die antisemitischen Parolen und „Vorfälle“. Niemals in den vergangenen 50 Jahren war es so deutlich wie heute, daß der Antisemitismus nur zusammen mit dem Kapitalismus verschwinden kann. In der Krise wird diese elementare Wahrheit abgerufen. Der „Schläfer“ erwacht, die Dämonen kehren zurück.

Islamischer Antisemitismus?

ANTIJUDAISMUS IN ISLAMISCHEN GESELLSCHAFTEN

von Thomas Schmidinger

Nicht erst seit dem 11. September ist die Frage nach arabischem und islamischem Antisemitismus eine, an der sich die Linke nicht mehr vorbeidrücken kann. Die Aufregung, mit der diese Frage diskutiert wird, steht jener um die Einschätzung des 11. Septembers um nichts nach. Auf allen Seiten spielen dabei ideologische Projektionen eine größere Rolle als die vielgeschmähten „realen Verhältnisse“. Die Positionen notorischer linker AntisemitInnen aus dem antiimperialistischen Lager, seien es deutsche MaoistInnen oder österreichische LeninistInnen à la RKL (Revolutionär Kommunistische Liga) halte ich in diesem Forum für keinerlei näherer Diskussion wert, Positionen deutscher Antideutscher wären allerdings einer näheren Betrachtung zu unterziehen. Interessant ist in diesem Zusammenhang höchstens die Frage, warum in Österreich solche Positionen immer noch mehr Resonanz erfahren als in der Bundesrepublik Deutschland. Während in der BRD Gruppierungen, die so offen mit antisemitischen Palästinensergruppen oder islamistischen Selbstmordattentätern sympathisieren wie die Antiimperialistische Koordination (AIK) oder die RKL, ein von der Mehrheit der Linken weitgehend isoliertes Restdasein fristen, werden

RKL, Kommunistische Aktion (KOMAK) oder AIK hierzulande, mit der Ausnahme konsequent antinationaler oder antideutscher Gruppen, von der Linken weder gemieden noch isoliert und bilden mit ihren Parolen einen integralen Bestandteil der Bewegungslinken. Hier zeigt sich Wien innerhalb der deutschsprachigen Linken offensichtlich immer noch als „Hauptstadt des Antisemitismus“ (Herzl).

Von größerem Interesse ist für mich die Frage, ob denn nun die Gegenposition einer antideutschen Strömung, die sich im Wesentlichen um die Zeitschrift Bahamas einfindet, der nahöstlichen Realität mit ihren Analysen näher kommt oder nicht, ebenso wie RKL und KOMAK den Nahostkonflikt als Projektionsfläche für eine Kritik benützen, die eigentlich hier in Europa angebracht wäre. Während KOMAK, RKL oder AIK im antisemitischen Mob der palästinensischen Flüchtlingslager ihre revolutionäre Hoffnung sehen, sieht die Bahamas darin eine zur Vernichtung entschlossene Masse, die sich von den Nazis kaum unterscheidet.

Unter dem Titel „Kindermörder“ veröffentlichte Horst Pankow in der Bahamas nach dem Beginn der sogenannten Al-Aqsa-Intifada einen Text, der zwar viel richtige Kritik am deutschen

und arabischen Antisemitismus enthält, der aber gleichzeitig keinerlei Unterschiede zwischen diesen beiden Antisemitismen sehen will. „Mit den sogenannten Palästinensern steht Israel“ laut Pankow „das derzeit wohl aggressivste antisemitische Kollektiv gegenüber“. „Ähnlich wie der nationalsozialistische Vernichtungs-Antisemitismus“ – meint der Autor – „scheut auch dessen aktuelle palästinensische Variante kein persönliches Opfer und schreckt auch nicht vor der zynischen Aufopferung der eigenen Gefolgschaft zurück. Wenn es nur das Ziel der Vernichtung der Juden voranbringt, werden selbst Kinder massenhaft in den ‚Märtyrer‘-Tod geschickt.“¹ Folgerichtig richtet sich Pankows Kritik am gescheiterten „Friedensprozess“ nicht gegen dessen Scheitern, sondern dagegen, dass dieser überhaupt stattgefunden hat: „Einem völkisch-islamistischen Judenhasserkollektiv wie den derzeit in Vernichtungswahn sich gerierenden sogenannten Palästinensern darf keinerlei Zugeständnis gemacht werden. Eine sich aus dieser Einschätzung ergebende sehr harsche Kritik der israelischen Zugeständnisse seit den ‚Oslo-Verhandlungen‘ 1993 wird sich auch auf die Erfahrung der Kapitulationspolitik der europäischen Sozialdemokraten gegenüber dem historischen Faschismus zu beziehen haben.“ Betrachtet Pankow also die Palästinenser als die neuen Faschisten oder gar Nazis? Haben Rabin und Peres eine Appeasement-Politik betrieben, die Raum für ein antisemitisches Vernichtungskollektiv geschaffen hat, das eine neue Shoah plant? Angesichts solcher Vermutungen verwundert es nicht, dass auch die Jungle World von der Bahamas-Redaktion nicht als würdig erachtet wurde, eine Gedenkkundgebung für die Opfer eines palästinensischen Selbstmordanschlages in Jerusalem mitzutragen. Nach dieser Kundgebung, die am 12. August vor der palästinensischen Vertretungsbehörde in Berlin stattfand, erklärte die Bahamas-Redaktion: „Als klar war, dass ein Redakteur der Jungle World kein Rederecht bekommen würde – solange dieses Blatt nicht dezidiert pro-israelisch sein würde, [...] da gingen sie. Überzeugt, dass die Bahamas in leninistischem Sektierertum eine erfolgreiche Mobilisierung verhindert hätte.“² Als Bedingungen für eine Bündiskonstellation für Israel nannten dieselben neben der „schärfsten Ablehnung der palästinensischen Nationalbewegung in allen ihren Ausprägungen“ u.a., dass „keinerlei Kritik am Staat Israel, sondern unbedingte Solidarität mit dem jüdischen Staat“³ geübt werden dürfe.

Ein solches Kritikverbot an Israel ist natürlich nur dann durchzuargumentieren, wenn „die als Fetisch verehrten Fakten“³ nicht interessieren: „Sobald nämlich von den ‚wirklichen‘ Verhältnissen im Nahen Osten die Rede ist, entpuppt sich der mit halbverdauten Bruchstücken aus Texten von Adorno und Postone ausgerü-

stete Kritiker des linken Antisemitismus als ein erbärmlicher Positivist, der seine Informationen aus der Presse und länderkundlichen Zeitschriften wie den Blättern des iz3w bezieht.“³

Da reine Theorie ohne jeden Bezug zur Empirie jedoch zur höheren Mathematik, zur in sich geschlossenen, aber sich nicht mehr mit der Realität in Bezug setzenden idealistischen Spielerei verkommt, sollten Parallelen, Ähnlichkeiten, aber eben auch Unterschiede zwischen anti-jüdischen Positionen im Nahen Osten und deutschem Antisemitismus einmal näher beleuchtet werden.

Schutzbefohlene des Islam

Bis zum Auftreten des Zionismus in Palästina lässt sich in der islamischen Welt keine andere Behandlung von Jüdinnen und Juden gegenüber AnhängerInnen anderer Buchreligionen feststellen. Juden hatten wie Christen oder Zoroastrier im Iran den Status von Schutzbefohlenen, sogenannten Dimmis, sie waren damit Staatsbürger minderer Rechte und minderer Pflichten. Christen und Juden hatten gegenüber dem islamischen Herrscher eine erhöhte Steuerpflicht zu erfüllen und durften Funktionen, die hoheitliches Handeln gegenüber Muslimen mit sich gebracht hätten, nicht ausüben. Dafür durften und mussten sie nicht in das Heer des islamischen Staates eintreten und durften sich einer gewissen personalen Autonomie innerhalb des Staates erfreuen. Jüdische und christliche Gemeinschaften konnten für rechtliche Probleme zwischen Angehörigen der eigenen Religionsgemeinschaft ihre eigene Rechtsprechung mittels ihrer eigenen Richter ausüben. Die religiösen Oberhäupter der verschiedenen christlichen und jüdischen Konfessionen fungierten zugleich als politische Vertreter ihrer Gemeinschaft. Obwohl den Angehörigen nichtislamischer Buchreligionen die hoheitsrechtliche Funktionen über Muslime untersagt waren, konnten sie trotzdem wichtige Funktionen als Berater von Herrschern, Wissenschaftler, Ärzte oder Händler erreichen. Der islamische Staat garantierte für die Ablieferung der erhöhten Steuern die Religionsfreiheit der verschiedenen christlichen und jüdischen Sekten. Insbesondere Gruppierungen, die zuvor von der orthodoxen Reichskirche Konstantinopels verfolgt worden waren, begrüßten die islamischen Eroberer Ägyptens und Syriens deshalb als Befreier, da ihnen die islamische Herrschaft wesentlich erträglicher schien als die christliche, die nicht nur die Mehrheit der Christen Syriens und Ägyptens verfolgte, da diese altorientalischen Kirchen angehörten, die von Konstantinopel als Ketzer betrachtet wurden, sondern auch die jüdischen Gemeinschaften, die seit der Christianisierung Ost-Roms unter immer wiederkehrenden Verfolgungen als „Christusmörder“ zu leiden hatten. So knüpften viele Jüdinnen

und Juden an die „islamisch-arabischen Eroberungen sogar messianische Hoffnungen und arbeiteten mit den Invasoren zusammen.“⁴ Unter islamischer Herrschaft blühten sowohl die altorientalischen, christlichen Kirchen wieder auf, die auch als Alternative zur von einer fremden Macht beherrschten orthodoxen Kirche gefördert wurden, als auch die jüdischen Gemeinschaften, seien es nun Anhänger des rabbinischen Judentums, Samaritaner aus Nablus, Damaskus oder Kairo, oder Karäer, deren Lehren im arabischen Mittelalter in Mesopotamien starke Verbreitung fanden.

Quran und Hadith

Das Judentum war im arabischen Mittelalter in fast allen Teilen des islamischen Herrschaftsreiches existent. Da in den letzten Jahrhunderten vor dem Auftreten Muhammads viele arabische Stämme sowie das den Jemen beherrschende Reich der Himyariter zum Judentum konvertiert waren, waren Muslime von allem Anfang an mit jüdischen Gemeinschaften konfrontiert. Während Muhammad das Christentum überwiegend nur aus seinen Handelsreisen nach Syrien kannte, existierte in Yatrib, dem späteren Medina bereits eine große jüdische Gemeinschaft, als Muhammad dort die Stelle des Richters (qadi) angeboten bekam. Verschiedene Suren des Quran, die auf das Judentum Bezug nehmen, sind in dieser medinensischen Phase entstanden und beziehen sich meist auf konkrete Allianzen und Konflikte, die Muhammad als qadi in Yatrib zu bewältigen hatte. Sein anfänglich sehr gutes Verhältnis zur jüdischen Gemeinschaft Yatribis änderte sich, als diese die Prophetenschaft Muhammads nicht anerkennen wollte und sich in den lokalen Machtkämpfen gegen die junge islamische Gemeinschaft wandte. Aus dieser Phase stammen schließlich einige wenige antijüdische Stellen des Quran. Deutlicheren Niederschlag fanden diese Konflikte in den Hadithen, den überlieferten Aussprüchen des Propheten, die nach islamischer Lehre zwar im Gegensatz zum Quran nicht Wort Gottes sind, aber doch eine gewisse Richtschnur für Fälle bieten, in denen der Quran keine eindeutigen Aussagen trifft. Die Bedeutung der Hadithen ist dabei sehr unterschiedlich, da sie erst Jahrhunderte nach Muhammads Tod schriftlich erfasst wurden und die Überlieferungskette als wichtigstes Beleg für die Echtheit eines Hadith gilt. Je lückenloser eine Kette und je glaubhafter die Überlieferer, desto größer die Anerkennung, die ein Hadith genießt. Hadithen sind damit im Gegensatz zum Quran nicht sakrosankt, und somit waren insbesondere antijüdische Hadithen immer wieder Gegenstand der Debatte. Sie waren nie Auslöser antijüdischer Politik oder Pogrome, wurden bei Bedarf aber zur Rechtfertigung dieser benutzt.

Zwischen Toleranz und Pogrom

Während im Christentum der Antisemitismus aus der Betrachtung der Juden als „Gottesmörder“, Verräter (Judas) und Geldwucherer im Tempel der Religion immanent ist und in der christlichen Geschichte eher Normalzustand als Ausnahme war, kann dies vom Islam nicht behauptet werden. Der Islam hatte es nie so notwendig wie das Christentum, sich ständig vom Judentum abzugrenzen, da er sich zwar auf viele jüdische und christliche Traditionen beruft, im Gegensatz zum Christentum aber keine jüdische Sekte ist, der die Existenz der älteren Gemeinschaft, von der sich die Sekte getrennt hat, eine ständige Quelle der Verunsicherung und Anklage ist. Da Muhammad eine – aus islamischer Sicht – heidnische Bevölkerung zum Eingottglauben bekehrte, konnten Juden und Christen als verwirrte ältere Geschwister betrachtet werden, die zwar vom echten Eingottglauben abgekommen wären, aber schon noch irgendwann zu diesem zurückfinden würden. Im Gegensatz zum Christentum ist somit im Islam die Toleranz gegenüber den monotheistischen Buchreligionen – und nur gegenüber diesen – der Normalzustand, das Pogrom hingegen die Ausnahme. Trotzdem gab es im islamischen Herrschaftsbereich immer wieder diese Ausnahmen. In der historischen Realität gab es gelegentliche Verfolgungen von NichtmuslimInnen, diese trafen jedoch meistens sowohl Christen als auch Juden. Beispielen von ausschließlich jüdischen Verfolgungen stehen solche von christlichen Verfolgungen gegenüber. Was die gesamte islamische Geschichte über bis ins frühe 20. Jahrhundert hinein nicht existierte, war eine spezifisch gegen Jüdinnen und Juden gerichtete Weltverschwörungstheorie, die in Europa bereits längst verbreitete Idee eines allmächtigen Weltjudentums. Wenn sich so etwas Ähnliches bis in die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts überhaupt herausgebildet hat, dann nur in spärlichen Ansätzen und eher gegen Christen gerichtet als gegen Jüdinnen und Juden. Im späten Osmanischen Reich wurde die Verfolgung der christlichen Armenier durch die nationalistischen „Jungtürken“ mit teilweise ähnlichen Stereotypen begründet, wie sie der europäische Antisemitismus benutzte. Die über das gesamte Land verteilten, teilweise im Handel aktiven Armenier wurden mit Wucher und Geldgeschäften verbunden und im 1. Weltkrieg als 5. Kolonne Russlands betrachtet, die durch Deportation in die Wüste vernichtet wurde. Mit der zunehmenden Einflussnahme „christlicher“ europäischer Mächte im islamisch beherrschten Raum und der ökonomischen und politischen Besserstellung der christlichen Minderheiten durch die Einflussnahme dieser europäischen Kolonialmächte wandte sich, wenn überhaupt, die Aggression gegen Minderheiten eher gegen die arabischen Christen, denn gegen Jüdinnen und Juden.

Importnationalismus

Mit dem Beginn der zionistischen Siedlungspolitik in Palästina und der direkten Beherrschung arabischer Territorien durch Großbritannien und Frankreich veränderte sich dies langsam, aber nachhaltig. Die durch die Kolonialmächte vorangetriebene Modernisierung und das Erlernen europäischer Fremdsprachen ermöglichte zunehmend auch den Export politischer Ideen aus Europa in den Nahen Osten, sowie die Entstehung eigener politischer Bewegungen, die sich teilweise gerade durch den Import nationalstaatlicher Ideen aus Europa gegen jene wenden, die diese Ideen erst in den Nahen Osten gebracht haben. Der arabische Nationalismus ist so zugleich ein Kind des europäischen Kolonialismus, wie er sich gegen diesen wendet. Nun ist der arabische Nationalismus aber keinesfalls eine einheitliche Bewegung, und er war dies auch nicht in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts. Vielmehr stellte er ein Sammelsurium verschiedenster politischer Kräfte dar, die sich lediglich darin einig waren, die Kolonialherrschaft europäischer Mächte über „die Araber“ abzuschütteln zu wollen. In allem Weiteren unterschieden sie sich sowohl betreffend ihrer Zielvorstellungen, als auch Wege, Strategien und möglicher Verbündeter zur Erreichung dieser Ziele. Nur aus dieser Heterogenität des arabischen Nationalismus ist es zu erklären, dass sich daraus sowohl viele Teile der arabischen Linken entwickelten als auch Gruppen der extremen Rechten. Mit dem Erstarken faschistischer Bewegungen in Italien und Deutschland und der Konfrontation dieser mit den wichtigsten beiden Kolonialmächten Frankreich und Großbritannien wuchs auch tatsächlich in Teilen des arabischen Nationalismus ein völkisch-nationalistisches Denken, das sich deutlich vom französischen Nationsbegriff der frühen arabischen Nationalisten abhob. Sowohl einige Philosophen wie Satî' al-Husri⁵ als auch Teile der politischen Bewegungen des arabischen Nationalismus wie die Syrisch Sozial-Nationalistische Partei,⁶ „Das Junge Ägypten“ oder die Al-Futuwwa aus dem Iraq wandten sich zunehmend einem direkt vom europäischen Faschismus beeinflussten Denken zu. Diese Gruppierungen konnten zwar insbesondere nach dem Beginn des Afrikafeldzuges der Deutschen Wehrmacht auf eine gewisse Anhängerschaft zurückgreifen, es gelang ihnen aber mit Ausnahme des „Jungen Ägyptens“ nicht, wirkliche Massenbewegungen aufzubauen, die nachhaltig antisemitisches Gedankengut verbreiten hätten können. In Ägypten versuchten von 1933 bis 1935 deutsche Agenten „die Juden aus der Masse der lokalen Minderheiten auszusondern und anzugreifen.“⁷ Dagegen bildete sich jedoch rasch eine „Liga gegen den deutschen Antisemitismus, die zwar von Juden getragen war, aber Unterstützung in breiteren Kreisen der ägyptischen Gesellschaft

fand.“⁸ Ein Vertreter des Nationalsozialismus in Kairo musste schließlich resigniert feststellen: „Für das Verständnis der Rassentheorien ist der Bildungsgrad der breiten Masse nicht fortgeschrittlich genug. Das Verständnis für die Gefahren des Judentums ist hier noch nicht geweckt.“⁹ Relevanter als die Versuche, faschistische Bewegungen in den arabischen Gesellschaften aufzubauen, waren schließlich die Sympathien, die Hadj Amin al-Huseini, der Mufti von Jerusalem für den deutschen Nationalsozialismus hegte. Relevant war die offene Kollaboration Huseinis mit den Nazis vor allem deshalb, weil er als wichtigstes religiöses Oberhaupt der palästinensischen Muslime zugleich einen nicht zu unterschätzenden politischen Einfluss auf seine muslimischen Landsleute ausübte, aber als Mufti der drittheiligsten Stätte des Islams auch unter den vielen Muslimen außerhalb Palästinas großes Ansehen genoss. Hadj Amin al-Huseini, der in den Dreißiger- und Vierzigerjahren durch seine religiös-politische Doppelfunktion eine der wichtigsten, aber keinesfalls unumstrittenen Integrationsfiguren der palästinensischen Nationalbewegung wurde und auch heute noch von vielen PalästinenserInnen als Nationalheld betrachtet wird, war den Nazis nicht nur behilflich, Freiwillige für muslimische SS-Hilfsdivisionen in Bosnien zu rekrutieren,¹⁰ sondern rief während seines Besuches in Deutschland auch öffentlich dazu auf, Juden zu ermorden.

Post-Holocaust-Antisemitismus

Nach der Staatsgründung Israels und der Vertreibung und Flucht eines Großteils der palästinensischen Bevölkerung aus dem neuen Staat sahen sich viele PalästinenserInnen als verspätete Opfer des Holocaust, da sie die Errichtung Israels direkt als „Wiedergutmachung“ Europas an den Juden auf dem Rücken der Araber sahen: „Der jüdische Staat entstand nicht in Bayern oder Schleswig-Holstein.“¹¹ Dabei hat die Staatsgründung Israels tatsächlich etwas mit der Shoah zu tun, allerdings weniger in dem Sinne, dass die Kolonialmächte hier eine deutsche Schuld wieder gut zu machen versucht hätten, sondern vielmehr dahingehend, dass der bis zur Shoah innerhalb der jüdischen Diskussion immer noch relativ marginale Zionismus seit der industriellen Massenvernichtung der Jüdinnen und Juden in den Augen vieler Überlebender Recht bekommen hatte. In den Augen vieler Holocaustüberlebender zeigte die Shoah, dass auch noch so assimilierte Jüdinnen und Juden im Ernstfall nicht sicher sein können und nur der von den Zionisten angestrebte jüdische Staat eine letzte Sicherheit geben könne. Die eben erst zu Tausenden vertriebenen PalästinenserInnen waren nach der Nakba, ihrer Katastrophe der Vertreibung, ebensowenig fähig, sich in die Opfer der Shoah hineinzusetzen, die nun endlich ihren eigenen Staat hatten, wie die

Opfer der Shoah sich in die eben vertriebenen palästinensischen Flüchtlinge hineinversetzen konnten. Eine Auseinandersetzung der PalästinenserInnen mit der Shoah fand deshalb jahrzehntelang nicht statt. Wie diese von arabischen Intellektuellen und Politikern gesehen wurde, hing von der jeweiligen „Nützlichkeit“ im Konflikt mit dem israelischen Staat ab. Da kaum ein israelischer Politiker nach 1948 darauf verzichtete, die Shoah als Begründung für die Existenz Israels anzuführen, kamen so viele PalästinenserInnen auf die Idee, dass es ihnen nützen könnte, eben diese Shoah zu verschweigen oder überhaupt als israelischen Propandatrück zu bezeichnen und in Frage zu stellen. Holocaustrelativierung und -leugnung fällt ebenso wie der Antisemitismus erst nach der Staatsgründung Israels 1948 in den arabischen Staaten auf einen guten Boden. Dabei ist auch augenfällig, dass je näher ein arabischer Staat den Ereignissen in Palästina/Israel war und je mehr diese Ereignisse die eigenen Gesellschaften in Mitleidenschaft zogen, desto stärker auch der Antisemitismus in diesen Staaten wuchs. Während jemenitische, marokkanische oder tunesische Jüdinnen und Juden wenig vom Anwachsen des Antisemitismus in den arabisch-islamischen Gesellschaften spürten und ihre Einwanderung nach Israel trotz intensiver Bemühungen Israels bis heute nicht zur Gänze erfolgt ist,¹² nahm der Druck auf die jüdischen Gemeinschaften Ägyptens, Syriens oder des Libanon deutlich zu. Der ehemalige General der israelischen Armee Yehoshafat Harkabi, der sich intensiv mit dem Antisemitismus in den arabischen Staaten beschäftigt hat, betrachtet den europäischen Antisemitismus überwiegend als Prä-Holocaust-Erscheinung, während er den arabischen Antisemitismus als Post-Holocaust-Erscheinung sieht.¹³ Für Harkabi habe es im arabischen Interesse gelegen, den Eindruck der Shoah abzuschwächen. „Harkabi entnimmt diesem Sachverhalt, dass der arabische Antisemitismus nicht Grund, sondern Folge des arabisch-israelischen Konfliktes sei. Die totale Ablehnung des Staates Israel geht einher mit der Verleugnung des Leidens der Juden in der Geschichte.“¹⁴

Ägyptens Jüdinnen und Juden

Die reale Politik arabischer Staaten gegenüber ihren jüdischen Minderheiten hängt nach 1948 sehr stark mit der Entwicklung des Nahost-Konfliktes zusammen. Insbesondere nach dem Krieg von 1967, als Israel auch noch die verbliebenen arabischen Gebiete Palästinas inklusive der heiligen islamischen Stätten auf dem Tempelberg besetzte, begannen eine Reihe von arabisch-nationalistischen Regimen, die von großen Teilen der europäischen Linken als fortschrittlich und damit auch unterstützenswert betrachtet wurden, mit einer deutlich restriktiven Politik gegen Jüdinnen und Juden, auch dann, wenn

diese überhaupt nichts mit Israel zu tun hatten. In Ägypten war nach Anschlägen des israelischen Geheimdienstes, der offensichtlich auch einige junge ägyptische Juden rekrutiert hatte, die Lage der jüdischen Minderheit bereits sehr kritisch geworden. Viele verließen in der Folge das Land. „Der entscheidende Schlag kam im Oktober/November 1956, im Zuge des britisch-französisch-israelischen Angriffs auf Ägypten. Es gab Massenverhaftungen und Ausweisungen ausländischer Staatsangehöriger und Staatenloser.“¹⁵ Viele ägyptische Juden, insbesondere Nachkommen europäischer ImmigrantInnen, gehörten zur letzteren Gruppe. Die Nationalisierung der Wirtschaft unter Gamal Abd an-Nasir zerstörte zudem die Existenzgrundlage vieler ägyptischer Juden, was zur Auswanderung des Großteils der verbliebenen Jüdinnen und Juden führte. Heute gibt es lediglich in Kairo und Alexandria noch kleine jüdische Gemeinden.

Islamischer Integralismus

Ägypten spielte aber auch in der islamisch-integralistischen Bewegung, im deutschsprachigen Raum oft als „islamistisch“ bezeichnet, eine Rolle, die weit über die arabische Welt hinausging. Hier gründete Hasan al-Banna mit der Muslim-Bruderschaft die weltweit bedeutendste integralistische Bewegung, aus der sowohl die palästinensische Hamas als auch das integralistische Militärregime des Sudan hervorgingen. Hasan al-Banna formulierte auch den kleinsten gemeinsamen Nenner aller islamischen IntegralistInnen, seien es nun islamische ReformistInnen, „islamische Revolutionäre“ oder NeotraditionalistInnen: „We believe that Islam is an all-embracing concept which regulates every aspect of life, adjudicating on every one its concerns and prescribing for it a solid and rigorous order.“¹⁶ Für den militanten islamischen Integralismus gilt jedoch der im September 1906 in einem mittelägyptischen Dorf bei Assiut geborene Sayyed Qutb Ibrahim Husain Shadhili als entscheidender Theoretiker. Er erklärte in seinem Hauptwerk „Wegzeichen“¹⁷ nicht nur alle nichtintegralistischen Muslime zu „vom Glauben Abgefallenen“, die zu bekämpfen wären, sondern fügte der integralistischen Ideologie auch einen spezifischen Antisemitismus hinzu. Sayyed Qutb bezieht sich nicht nur ausschließlich auf die negativen Urteile des Islams gegen das Judentum, aus denen er sogar schließt, dass die „Jews will not be satisfied until this Religion (that is, Islam) has been destroyed“¹⁸, sondern auch auf die Propaganda des modernen, europäischen Antisemitismus. In Qutbs Werk „Our Stuggle With the Jews“ schildert er eine „zionistische Weltverschwörung“, deren Teil zwar Israel ist, die aber weit über den „zionistischen Staat“ hinausreicht und weitgehend dem Bild der europäischen Idee der „Jüdischen Weltverschwörung“ entspricht. Viele Ideen in Qutbs zionistischen Ver-

schwörungstheorien „were certainly reminiscent of the Protocols of the Elders of Zion. And one may assume that he was conversant with this work, since the Protocols had been extant in Arabic form in much of the Middle East, at least since the 1930s. But he did not directly invoke the Protocols in his various discussions of Jewish/Zionist conspiratorial power, as later did many of his successors in the Muslim/Arab camp of doctrinal Judaeophobes.“¹⁹

Antisemitische Realpolitik

In Libyen wurden die bis dahin noch nicht ausgewanderten Jüdinnen und Juden durch Ausschreitungen während des Junikrieges 1967 vertrieben. Aus dem Iraq wanderten hingegen die meisten Jüdinnen und Juden bereits in den Fünfzigerjahren nach einer Serie von bis heute ungeklärten Anschlägen auf jüdische Einrichtungen nach Israel aus. Während dieser Auswanderungswelle Geheimverhandlungen israelischer Stellen mit der iraqischen Führung vorangegangen waren, in deren Folge der Iraq die Auswanderung ungehindert geschehen ließ, wählte Syrien seit 1967 geradezu den gegen teiligen Weg und schloss die Grenzen für die jüdische Minderheit, um „den zionistischen Feind“ nicht zu stärken. Erst in den Neunzigerjahren wurde eine reglementierte Auswanderung wieder erlaubt. Trotzdem leben noch immer einige Tausend Juden in der Altstadt von Damaskus und in Aleppo, wo sie eine unterdrückte und verschwiegene Minderheit darstellen. Sie können zwar ihren religiösen Pflichten nachkommen und stellen eine anerkannte religiöse Minderheit dar, das jüdische Viertel ist aber genauso wenig auf einem Stadtplan verzeichnet wie die alten Synagogen von Damaskus. Wer nach jüdischen Spuren suchen will, muss genau hinsehen, um im jüdischen Viertel Türstöcke mit hebräischer Schrift zu finden und kann, wenn er davon Aufnahmen macht, mit dem plötzlichen Auftauchen eines syrischen Geheimdienstmannes rechnen. In Tunesien und Marokko, fernab vom Nahostkonflikt, existieren trotz kleineren Auswanderungswellen auch heute noch einige aktive jüdische Gemeinden. Seit einigen Jahren kommen sogar wieder sephardische Juden aus Israel nach Marokko zu Besuch, um entfernte Verwandte aufzusuchen oder eine Wallfahrt zu wichtigen Heiligengräbern auf sich zu nehmen. Obwohl Teilorganisationen der PLO immer wieder mit antisemitischer Propaganda auftraten und manche Aktionen, etwa Anschläge auf Synagogen oder die Selektion jüdischer Flugpassagiere durch ein deutsch-palästinensisches Kommando in Endebbe, beim besten Willen nur als antisemitisch zu interpretieren sind, kann der PLO als Gesamtorganisation nicht vorgeworfen werden, dass sie nicht zwischen Jüdinnen und Juden einerseits und dem Zionismus oder dem israel-

lischen Staat andererseits unterschieden hätte. Besonders grausame antisemitische Splittergruppen, wie der al-Fatah-Revolutionrat Abu Nidals, der u.a. für den Anschlag auf die Wiener Synagoge und den Flughafen Wien-Schwechat verantwortlich war, wurden auch aus der PLO ausgeschlossen und von dieser verfolgt. Die PLO setzte sich immer wieder für jüdische Minderheiten in den arabischen Ländern ein und kritisierte jene arabischen Staaten, deren Politik zur Flucht der jüdischen Bevölkerung nach Israel führte, da die PLO in der Masseneinwanderung der arabischen Jüdinnen und Juden in Israel eine Stärkung Israels und eine Schwächung der eigenen Position sah. Auch außerhalb der arabischsprachigen Welt spielte das Verhältnis zu Israel immer wieder eine Rolle im Verhältnis zu den jüdischen Minderheiten im eigenen Land. In der Türkei hat sich durch die enge Zusammenarbeit mit Israel auch die Lage der jüdischen Gemeinschaften deutlich verbessert, im Iran war das Judentum zwar auch in der islamischen Republik immer eine anerkannte Religionsgemeinschaft und bis heute ist ein Parlamentsitz für einen Vertreter des iranischen Judentums reserviert, Israel wurde aber immer wieder mit dem „Großen Satan“ USA in Verbindung gebracht, einzelne Mitglieder der jüdischen Gemeinschaft gelegentlich auch ohne nähere Beweise wegen Geheimdiensttätigkeiten für Israel vor Gericht gestellt. Im Iran, aber auch bei islamischen Integralisten in Ägypten oder im Libanon zeigt sich auch immer wieder, dass antizionistische Haltungen vermischt mit europäischem Antisemitismus auch dazu führen, dass antijüdische Hadithen, also Aussprüche Muhammads, die überwiegend aus der Zeit seiner Konfrontation mit den jüdischen Stämmen Medinas stammen, ausgegraben werden können und dem Antisemitismus so ein islamischer Anstrich gegeben wird. Dies gilt insbesondere für die Muslim-Bruderschaft, deren organisatorischer Ableger in Palästina die „Islamische Widerstandsbewegung“ Hamas ist. Während der palästinensische Widerstand der Sechziger-, Siebziger- und Achtzigerjahre fast ausschließlich von relativ sekulären, nationalistischen, linken und links-nationalistischen Gruppierungen angeführt wurde, hat sich die – ursprünglich von Israel als Konkurrenz zur PLO unterstützte – Hamas in den Neunzigerjahren zur führenden innerpalästinensischen Opposition gegen die Führung der Autonomiebehörde und die Abkommen von Oslo und Madrid entwickelt.

Garaudy und Irving in Kairo

Wenn wir nun von der in diesem Rahmen ohnehin nur umriss- und stichwortartig beschreibbaren konkreten staatlichen Politik weggehen, will ich mich noch ein wenig mit den ideologischen Stereotypen beschäftigen, die in

der arabisch-islamischen Welt über Jüdinnen und Juden existieren. Interessant ist in diesem Zusammenhang, dass abgesehen von den eben dargestellten islamischen Floskeln kaum eigene, in einem arabisch-islamischen Kontext entstandene antisemitische Stereotype oder vermeintliche Quellen existieren, sondern Texte des europäischen Antisemitismus teilweise in direkter Übersetzung herangezogen werden. Die Protokolle der Weisen von Zion sind etwa in ihrer arabischen Übersetzung seit Jahrzehnten ein Kassenschlager, der in vielen „ganz normalen“ Buchhandlungen zu kaufen ist und dort genauso gehandelt wird wie Marx, Ibn Khaldun oder Nagib Machfus. Nicht ganz solcher Beliebtheit erfreut sich die arabische Übersetzung von Mein Kampf, die erstmals 1963 erschienen ist und deren Neuauflage aus dem Jahr 1995 stammt. Wichtige Debatten lösten in der arabischen Presse und unter arabischen Intellektuellen die Bücher sogenannter „Geschichtsrevisionisten“ wie David Irving, Fred Leuchter und insbesondere Roger Garaudy aus. Die Werke dieser selbsternannten revisionistischen Historiker wurden teilweise ins Arabische übersetzt und finden sich ebenso in vielen seriösen Buchgeschäften in Kairo oder Damaskus. An der al-Azhar, der berühmtesten, ältesten und zugleich konservativsten islamischen Universität Ägyptens werden die Thesen der Holocaustleugner und -relativierer Irving und Garaudy durchaus ernsthaft diskutiert und als ernstzunehmende historische Position gelehrt. Der ehemalige Kommunist Roger Garaudy, der seit den Neunzigerjahren geschichtsrevisionistische Literatur verfasst und dafür in Frankreich zu einer Geldstrafe verurteilt wurde, wird seit seinem Übertritt zum Islam von vielen islamischen Intellektuellen als besonders diskussionswürdig betrachtet. Garaudy behauptet in seinem im Nahen Osten gefeierten Buch „Die Gründungsmythen der israelischen Politik“: „Der ‚Mythos der sechs Millionen ermordeten Juden‘ wurde zum Dogma, welches alle Maßnahmen des Staates Israel in Palästina, im ganzen Nahen Osten, in den USA und durch die USA in der ganzen Weltpolitik rechtfertigte und sakralisierte (wie das Wort Holocaust selbst impliziert), indem der Mythos über das gesamte Völkerrecht gestellt wird.“²⁰ Garaudys Relativierung bzw. weitgehende Leugnung der Shoah ist im Nahen Osten deshalb so beliebt, weil sie sich scheinbar direkt als Waffe gegen Israel nützen lässt. Die gesamte Rezeption Garaudys in den arabischen Medien zielt auf diese vermeintliche Nützlichkeit seiner Thesen ab. Garaudys Verurteilung in Frankreich machte ihn zudem zum Helden jener, die seine Thesen für brauchbar hielten. Selbst der offizielle Palästinensische Schriftstellerverband stellte sich ebenso verteidigend hinter Garaudy wie die Union der Journalisten in Ägypten.

Die Shoah und den Antisemitismus thematisieren

Gerade diese Unterstützung für den Holocaustleugner Garaudy hat aber auch jene mobilisiert, die mit diesen Positionen nichts zu tun haben wollen. Edward Said, überzeugter Antizionist und wichtiger palästinensischer Universitätsprofessor in den USA, stellt klar: „Israel ist weder Südafrika noch Algerien oder Vietnam, und die Juden sind, ob es uns gefällt oder nicht, keine gewöhnlichen Kolonialisten. Sie haben den Holocaust erlitten, sie sind Opfer von Antisemitismus, das ist unbestreitbar... Im politischen Denken und in den Diskussionen einer Reihe arabischer Intellektueller ist jedoch derzeit eine Zunahme von üblem Antisemitismus und scheinheiligem Purismus zu beobachten... Die Behauptung, der Holocaust sei nur eine Erfindung der Zionisten, ist in unerträglicher Weise immer noch in Umlauf. Wie sollen wir von der Welt erwarten, dass sie die Leiden der Araber zur Kenntnis nimmt, wenn wir zum einen nicht fähig sind, das Leid anderer anzuerkennen, auch wenn es unsere Unterdrücker sind, und wenn wir uns zum anderen weigern, uns mit Tatsachen zu beschäftigen, nur weil sie nicht in die schlichte Vorstellungswelt mancher wackerer Intellektueller passen, die den Zusammenhang zwischen dem Holocaust und Israel nicht sehen wollen!“²¹ Den Versuchen, Garaudy mit dem Argument der Meinungsfreiheit zu verteidigen und ihn in eine Reihe mit Salman Rushdie oder Faraj Foda zu stellen, begegnet Said mit dem Hinweis auf die Meinungsfreiheit in den arabischen Staaten: „Sollten wir uns nicht besser um die Meinungsfreiheit in unseren Ländern einsetzen, um die es bekanntlich schlecht bestellt ist? In der arabischen Welt sind Zensur und Verfolgung von Presseorganen schließlich ein weitaus größeres Problem als in Frankreich.“²¹ Edward Said ist aber kein Einzelbeispiel. Parallel zur Infragestellung der offiziellen israelischen Geschichtsschreibung durch die „neuen Historiker“²² in Israel entwickelten sich in den letzten zehn Jahren auch auf der arabisch-palästinensischen Seite immer vielfältigere und oft auch widersprüchliche Analysen zur eigenen Geschichte, die auch zunehmend die Shoah in die Entstehungsgeschichte Israels einbeziehen und versuchen, die Traumatisierung, die die Shoah für die überlebenden Jüdinnen und Juden bedeutete, mitzubedenken. Erste Begegnungen und Diskussionen zwischen den „neuen Historikern“ auf israelischer Seite und einigen jüngeren fortschrittlichen Historikern auf der arabischen Seite haben bereits stattgefunden und geben zumindest Anlass auf eine vorsichtige Hoffnung, die jeweils andere Geschichte in Zukunft mitzudenken. Der palästinensische Intellektuelle und Knesset-Abgeordnete Azmi Bishara fordert immer wieder die Auseinandersetzung der palästinensischen

Gesellschaft mit der Shoah ein und tritt zugleich allen Verharmlosern und Leugnern dieser industriellen Massenvernichtung der europäischen Jüdinnen und Juden ebenso entgegen, wie jenen, die glauben, Israel mit antisemitischen Argumenten bekämpfen zu können. Bishara befindet sich mit seiner Forderung, dass die historischen Lehren aus dem Holocaust nicht „Eigentum“ des Staates Israel sondern zu universalisieren wären, zwar selbst auf einer Gratwanderung in der Nähe der Infragestellung der Einzigartigkeit der Shoah und übersieht teilweise, dass es eben doch gerade die Jüdinnen und Juden waren und nicht irgendwer, die der Shoah zum Opfer gefallen sind, löst aber mit seinen Forderungen wichtige Debatten aus, die in der arabischen Welt durchaus auch den eigenen Antisemitismus und die Kollaboration mancher arabischer Nationalisten mit dem deutschen Nationalsozialismus zum Inhalt haben. Auch der bekannteste palästinensische Dichter der Gegenwart, der Kommunist Mahmoud Darwish, appellierte zum 50. Jahrestag der Vertreibung der Palästinenser im Jahr 1948 an die palästinensische Öffentlichkeit, die Shoah nicht länger zu ignorieren und gegen Antisemitismus in den eigenen Reihen aufzutreten. Die veränderten Geschichtsbilder, die aus den innerisraelischen und innerpalästinensischen Diskussionen der letzten Jahre resultieren, haben teilweise auch schon in den Geschichtsunterricht palästinensischer und israelischer Schulen Eingang gefunden. Projekte wie der gemeinsame Besuch von israelischen und palästinensischen Jugendlichen in der Holocaustgedenkstätte Yad Vashem können vielleicht nur als kleine Schritte zu einer Thematisierung des Holocaust und des Antisemitismus auf der arabischen Seite gewertet werden, stellen aber unter Umständen eine Saat dar, deren Früchte später einmal zu ernten wären. Viele dieser Bemühungen haben durch die Ereignisse der letzten Monate wieder entscheidende Rückschläge erlitten. In der Phase einer wachsenden Konfrontation scheinen auch die beiden nationalen Kollektive wieder näher zusammenzurücken. Während auf der israelischen Seite, vom Likud-Block und weiter rechts stehenden Parteien wieder immer offener werdender antiarabischer Rassismus zu hören ist, sind auch auf der palästinensischen Seite die antisemitischen Stimmen lauter geworden, insbesondere jene, die ihrem Antisemitismus einen islamischen Anstrich verpassen. Trotzdem bleibt festzuhalten, dass es sich selbst bei dieser Art von militant werdendem Antisemitismus um eine Folge des Nahost-Konfliktes handelt und nicht um seine Ursache. Dies bedeutet noch lange nicht, dass der arabische Antisemitismus mit einer dauerhaften Friedenslösung, die auch die Lösung der sozialen Probleme der Region ermöglicht, automatisch verschwinden würde.

Es gibt untrügliche Anzeichen einer gewissen Verselbstständigung dieses Antisemitismus, der teilweise auch bereits in Politikbereichen auftritt, die überhaupt nicht im Geringsten in Zusammenhang mit Israel stehen. Trotzdem bleibt festzustellen, dass hinter dem arabischen Antisemitismus keine so lange Geschichte steht, und sich in dieser auch kein so in sich geschlossenes Weltbild einer antisemitischen Ideologie entwickeln konnte, wie in Deutschland und Österreich. Der arabische Antisemitismus bleibt ein europäisches, primär deutsch-österreichisches Importprodukt, das je nach Bedarf für die Auseinandersetzung mit Israel eingesetzt wird und keine solche tiefe Verankerung in der Bevölkerung findet wie hierzulande. Je länger dieser Konflikt mit Israel andauert, und je mehr Araberinnen und Araber bereits mit den Versatzstücken aus den Protokollen der Weisen von Zion groß werden, desto stärker verankern sich Ideologeme, die sich irgendwann mit der Lösung des Konfliktes, für den sie ursprünglich eingesetzt wurden, nicht mehr aus der Welt schaffen lassen.

Europäische Linke und islamischer Antisemitismus

Aus Sicht der europäischen Linken ist es dabei wenig hilfreich, den islamischen Antisemitismus mit dem Vernichtungsantisemitismus der Nazis gleichzusetzen. Noch fataler wäre es hingegen denselben zu ignorieren. Zu welcher fatalen Konsequenz dies führen kann, zeigte die von den UnterstützerInnen der Hizb-Allah und der Hamas in Wien organisierten Demonstration vom 15. Dezember. Zur Demonstration, auf der auch ein Transparent mit der Aufschrift „Was will die zionistische Politik? Weltherrschaft“ mitgetragen wurde und auf der Parolen wie „Menschen seid auf der Hut – Zionisten rauben Heimat, Hab und Gut!“ oder „Israel ist der Hort von Kinder- und von Völkermord“ gerufen wurden, hatte nicht nur eine von einem zum Islam konvertierten Rechtsextremisten betriebene Website aufgerufen. Auch die linke „Anti-imperialistische Koordination“ hatte sich postfestum zur öffentlichen Verteidigung der Veranstaltung durchgerungen. Den VeranstalterInnen wurde dabei „politische Korrektheit“ attestiert, da diese genau wüssten, „dass der Antisemitismus in letzter Konsequenz dem Zionismus hilft“²³ Wenn plumpe „Anti-imperialistInnen“, die hinter jedem Bösen der Welt die USA und den Zionismus auszumachen glauben, teils bewusst den in islamistischen Bewegungen immer deutlicher zu Tage tretenden Antisemitismus verharmlosen, heißt das aber noch lange nicht, dass die theoretisch gebildeteren Teile der Linken diesem islamisch eingefärbten Antisemitismus mit der notwendigen Schärfe entgetreten. Wenn Franz Schandl in den letzten „Streifzügen“ meint,

„der religiöse Wahn in Talibanistan und in Amerikanistan“ wäre „von einer sehr ähnlichen Struktur“²⁴ und damit eine Gleichsetzung einer grausamen, frauenfeindlichen, antisemitischen, integralistischen, homophoben Diktatur, die jede Differenz mit allen zur Verfügung stehenden Mitteln unterdrückt, mit einer trotz allem immer noch pluralistischen bürgerlich-demokratischen Gesellschaft gleichsetzt, verkennt er das mörderische Potential, das im Regime der Taliban zu finden war. Ein solches Potential mag zwar auch in der US-Kriegspolitik zu finden sein. Trotzdem gibt es trotz aller Repression in den USA linke Bewegungen, Schwulen- und Lesbengruppen, feministische Vereinigungen, antirassistische Bürgerrechtsgruppen, ... Im Afghanistan der Taliban wurde all dies – sofern es überhaupt vorhanden war – mit aller Gewalt im Keime erstickt. Und auch wenn Schandls „Amerikanistan“ mit seinen Verbündeten Saudi-Arabien und Pakistan am Aufbau der Taliban wesentlich beteiligt war, so rechtfertigt dies noch lange keine Gleichsetzung der Schöpfer mit ihrem außer Kontrolle geratenen Kind. Dass sich die europäische Linke heute vor die Wahl gestellt sieht, wieder einmal für eine der beiden Kriegsparteien Partei zu ergreifen oder sich – in ihrer intelligenteren Variante – auf eine äquidistante Neutralität zurückzuziehen, ist letztlich vor allem Ausdruck der Schwäche und des Versagens der Linken selbst. Eine Linke, die sich entweder zum Anhängsel kriegsführender Staaten reduziert oder alle im gleichen Maße für verrückt erklärt, hat aufgehört Kritik zu üben. Genau diese Kritik wäre aber das Einzige, das ihr in ihrer Schwäche möglich ist. Unterschiedliche Phänomene müssen als solche differenziert kritisiert werden. Bush ist nicht Bin Laden und der Antisemitismus der PalästinenserInnen ist nicht jener der Nazis. Er sollte aber als das, was er ist, analysiert, kritisiert und bekämpft werden.

1 Vgl.: PANKOW, Horst: *Kindermörder*, in: *Bahamas*, Nr.: 33, Herbst 2000.

2 <http://www.nadir.org/nadir/periodika/bahamas/>.

3 *Bahamas-Redaktion: Für Israel – Gegen die palästinensische Konterrevolution*, in *Bahamas* 34/2001.

4 BUNZL, J.: *Juden im Orient, jüdische Gemeinschaften in der islamischen Welt und orientalische Juden in Israel*, Wien 1989, S 14.

5 Vgl. TIBI, B.: *Vom Gottesreich zum Nationalstaat – Islam und panarabischer Nationalismus*, Frankfurt/Main 1991.

6 Vgl. MENDEL, M. / MÜLLER, Z.: *Fascist Tendencies in the Levant in the 1930s and 1940s*, in: *Archiv Orientalni*, H. 55/1987, S 1-7.

- 7 BUNZL, S 51.
- 8 Ebenda.
- 9 Zit. nach: KRÄMER, G.: *Minderheit, Millet, Nation? Die Juden Ägyptens 1914-1952*, Wiesbaden 1982, S 278.
- 10 Dass es sich dabei um letztlich eher erfolglose Versuche handelte, da die bosnische SS-Division „Handzar“ nur sehr kurz einsatzfähig war und sehr schnell wieder zerfiel, ja rund 2.000 ihrer Angehörigen sogar direkt zu den Partisanen überliefen, ändert nichts daran, dass sie in der Phase ihres Einsatzes in Nord- und Ostbosnien für eine Reihe von Massakern an der Zivilbevölkerung verantwortlich waren und an der Seite der Deutschen Wehrmacht und des kroatischen Ustascha-Regimes gegen Partisanen und serbische Tschetniks kämpften.
- 11 BISHARA, A.: *Die Araber und die Shoah – Die Problematisierung einer Konjunktion*, in: WINKEL, R. / NORDBRUCH, G.: *Die Araber und die Shoah, Über die Schwierigkeiten dieser Konjunktion*, Trier 2000.
- 12 Um die jemenitischen Jüdinnen und Juden überhaupt zur Auswanderung bewegen zu können, mussten zionistische Vertreter den dortigen jüdischen Gemeinden erzählen, dass mit der Errichtung des Staates Israel das messianische Zeitalter begonnen habe, David Ben-Gurion von König David abstamme und die Rückkehr nach Israel nach der biblischen Verheißung auf Adlerschwingen (= Flugzeugen) stattfinden werde. (BUNZL, S 62).
- 13 Vgl.: HARKABI, Y.: *Noch einmal über arabischen Antisemitismus* (hebr.), Jerusalem 1980, S 247-259; ders. *Arab attitudes to Israel*, New Brunswick 1974, S 223 – 304.
- 14 BISHARA, A.: S 15.
- 15 BUNZL, S 57.
- 16 AL-BANNA, Hasan: *Our Missio*, in: I.I.F.S.O. (Hg.): *Six Tracts of Hasan al-Banna*, undatiert, S 83.
- 17 QUTB, Sayyid: *Milestones*, Indianapolis, 1990.
- 18 Zit. nach: NETTLER, Ronald L.: *Past Trials & Present Tribulations*, Jerusalem 1987: S 29.
- 19 Ebenda: S 49.
- 20 Vgl.: WINKEL, R. / NORDBRUCH, G.: *Die Araber und die Shoa*, Trier, 2000, S 39
- 21 SAID, Edward in: *Le Monde diplomatique* (deutschsprachige Ausgabe), 14. August 1998.
- 22 Zu den Auseinandersetzungen mit den „neuen Historikern“ sind mittlerweile auch in Europa einige Texte erschienen. Einen kurzen aber gut zusammengefassten Überblick dazu gibt es in einem Kapitel von: HOEKMANN, G.: *Zwischen Ölweig und Kalaschnikow, Geschichte und Politik der palästinensischen Linken*, S 19-23.
- 23 E-mail-Aussendung der Antiimperialistischen Koordination.
- 24 Franz Schandl: *The road to nowhere*, in: *Streifzüge* 3/2001.

Schlagt den Moslem, wo ihr ihn trefft?

WIDER DIE PLATTE EINTEILUNG DER WELT IN DEUTSCHE UND
ANTIDEUTSCHE

von Bernhard Schmid

Die radikalen Islamisten seien in gewisser Weise die Wiedergänger der Nationalsozialisten – diese These vertreten eine Reihe linker oder ehemals linker Persönlichkeiten seit einigen Monaten, im Zusammenhang mit den Attentaten vom 11. September 01 in den USA. Daher, so begründen sie ihre aktuelle Haltung, sollte man sich auch des Protests gegen den Krieg der führenden Mächte der Erde, beispielsweise im Mittleren Osten, besser enthalten. Jedenfalls vorläufig. Denn möglicher Weise sei dieser ja letztendlich genauso das kleinere Übel, wie der Krieg der USA, Großbritanniens und der UdSSR gegen NS-Deutschland in den Jahren 1941 bis 45 die Welt von einer drohenden Barbarei befreite, die noch weit über den imperialistischen „Normalzustand“ hinausging. Durch die ins Zentrum gerückte Charakterisierung des Islamismus durch die – oft alleinige – Vokabel „antisemitisch“ wird suggeriert, dass sich in der heutigen Situation Parallelen zur damaligen Weltlage im Angesicht des NS finden ließen. Auf wenig menschenfreundliche Züge in der Politik und/oder Kriegsführung der USA hinzuweisen, erscheint daneben als nachgerade vernachlässigenswerte Restgröße.

In ein wenig nuancierter Form, und auf nicht ganz so platte Art wie in der Zeitschrift *Bahamas*, führt eine solche Herangehensweise Matthias Küntzel in jüngeren Ausgaben von *konkret* und *Jungle World* vor Augen. Dabei sichert sich der Autor zwar ab und baut mehrfach Formulierungen wie „nicht identisch, aber gleichwohl ähnliche Züge aufweisend“ und „nicht gleichzusetzen, aber vergleichbar“ in seine Argumentation ein. An mancher Stelle lässt er auch ein gewisses Maß an Unsicherheit gegenüber der – im Endeffekt von ihm eingenommenen – Position durchblicken. Dies hebt ihn in fast sympathischer Weise ab von den aggressiv-durchgeknallten Verlautbarungen der Gruppe um die Bahamas, die ohne weiteres Federlesens alle Linken exkommuniziert, die nicht gänzlich auf ihrer Linie sich zu befinden wagen.¹ Dennoch bilden seine Argumente einen gedanklichen Zusammenhang, der es wert ist, näher unter die Lupe genommen zu werden. Die folgenden Zitate stammen überwiegend aus Küntzels Artikel in *konkret* 11/2001; in *Jungle World* vom

23. Januar 02 nimmt er auf vorsichtigere und mehr implizite Weise Stellung, um die seit vergangenem Herbst in konkret mehrheitlich vertretenen Positionen zu kritisieren.

Die strukturelle Welteinteilung bei Küntzel kommt in jener Passage zum Vorschein, in der er zu begründen versucht, worin „die jetzt“ – also zwischen dem 11. September 01 und dem Beginn der Bombardierungen im Mittleren Osten² – „besonders enge Kooperation zwischen Washington und London vermutlich (...) auch ihren Grund“ habe, nämlich nicht in einer traditionellen Sonderbeziehung zwischen zwei Großmächten, die seit längerem als *special relationship* ihren Namen hat und bereits bei anderen internationalen Waffengängen zu Tage trat, sondern in den hehren bürgerlich-liberalen Idealen, die Küntzel als „die britische und US-amerikanische Vorstellung vom Individuum als politischem Subjekt“ präzisiert – welche dem islamistischen ‚Identitätswahn‘ und der ‚Doktrin der Deutschen‘ diametral entgegenstehe. Damit würde die Einteilung der Welt in „Deutsche“ (im Geiste) und „Antideutsche“, vulgo Antisemiten und militante Antiantisemiten, einmal mehr hinhalten.

Diese Sätze belegen vor allem eins: Küntzels völlige Unkenntnis der islamistischen Akteure und ihrer Ideologie. So ignoriert er, dass ausgerechnet London sehr lange als ‚Hauptstadt des europäischen Islamismus‘ gilt. Sämtliche extremistischen Strömungen des internationalen Islamismus hatten dort ganz legal ihren Sitz oder vertrieben von dort ihre Publikationen. Von London aus bekannten sich etwa algerische Islamistengruppen zu den blutigen Massakern in ihrem Land. Und glaubt man den Autoren Jean-Charles Brisard und Guillaume Dasquié in ihrem Ende vorigen Jahres auf Französisch erschienenen (und soeben auch, unter dem Titel *Verbotene Wahrheit*, auf Deutsch übersetzten) *Bin Laden – La vérité interdite*, dann stützten sich britische Dienste Mitte der 90er Jahre auf bewaffnete Islamisten bei dem Versuch, den libyschen Staatschef Oberst Khaddafi zu stürzen.

Der algerische Islamistenpolitiker Anouar Haddam wiederum gab seine Erklärungen zu den Gräueltaten seiner Gefolgsleute ausgerechnet in Washington ab. Nicht ohne Grund. Die

US-Administration setzte im algerischen Konflikt, bis zum Jahresende 1995, auf eine Machtübernahme der Islamisten in Algerien – die die CIA bereits 1994 fälschlich vorausgesagt hatte. Dieser Machtwechsel wurde vor allem deshalb so energisch befürwortet, um Frankreich aus seinem ‚Hinterhof‘ im Maghreb zu verdrängen. Internationale Politik hält sich eben wenig an bürgerlich-liberale Ideale. Auf die US-Politik im Zusammenhang mit Afghanistan während der 80er und 90er Jahre sei nur deshalb nicht näher eingegangen, um nicht Selbstverständlichkeiten auszuführen.

Vom furor teutonicus zum furor muselmanicus

Doch wenn man Küntzels Analyse des politischen Islamismus folgt, sind solche Zusammenhänge auch gar nicht von Bedeutung. Denn sie besteht vor allem darin, Züge des deutschen Nationalsozialismus in den Islamismus hineinzulesen. Der Mühe, den Islamismus mitsamt seinem gesellschaftlichen Kontext zu analysieren, unterzieht er sich erst gar nicht; er reduziert ihn auf einen einzigen ideologischen Faktor, den Antisemitismus, der die größtmögliche Parallele zur deutschen NS-Geschichte zu ziehen erlaubt.

Küntzel zeigt in konkret anschaulich, wie diese Art der Analyse funktioniert. Sein Artikel beginnt mit Ausführungen von Adolf Hitler³, der ‚nicht zufällig‘ die Vernichtung des vorgeblich jüdisch dominierten New York herbeiphantasiert habe. Einige Absätze weiter – am Ende der zweiten Spalte – wird dann der ‚eliminatorische Hass gegen das jüdische New York‘ als einziges Motiv der Attentäter fraglos vorausgesetzt. Ferner ist die Rede von den Anschlägen des 11. September 01 als „bisher monströseste(r) Offenbarung eines erneut auf Vernichtung zielenden Antisemitismus“. Worauf zielt die Verwendung des Begriffs „erneut“ in diesem Absatz ab, wenn nicht darauf, einen Wiederholungszwang gegenüber dem historischen Vorbild des NS, eine Neuauflage von Auschwitz zu suggerieren? (Die Zeitschrift Bahamas zieht, in ihrer Nr. 37 auf Seite 24, diese Parallele noch sehr viel direkter: „Es stimmt: Die heutigen Islamisten sind noch nicht so weit. Am 11. September 2001 wurden ‚erst‘ knapp ein Promille – vielleicht weniger – der von den Nazis ermordeten Juden umgebracht...“ Das „erst“ soll in diesem Zusammenhang selbstverständlich suggerieren, dass das Werk – der islamistische Holocaust – bereits begonnen, nur eben noch nicht vollendet sei.)

Andere mögliche Beweggründe, beispielsweise eine wie bescheuert und verzerrt auch immer daher kommende Feindschaft gegenüber den USA als imperialistische Führungsmacht und ihrer Präsenz in der Region⁴, werden schlicht nicht erwogen oder auch nur andiskutiert. Bewiesen wurde der vorab gefasste Gedanke, New York werde – ausschließlich –

wegen seines vorgeblich jüdischen Charakters angegriffen, ja bereits mit Zitaten... nicht aus dem ideologischen Umfeld der Täter, sondern von Hitler. Zwar stimmt es, dass Küntzel in den Absätzen davor islamistische Stimmen zitiert; und zwar vor allem Vordenker der ägyptischen „Muslimbrüder“ aus den 30er Jahren und 50er Jahren des 20. Jahrhunderts – einer Bewegung, die in der damaligen Phase, aufgrund ihres Aufstiegs parallel zum europäischen Faschismus auf seinem Zenit, tatsächlich zahlreiche Versatzstücke des Faschismus und Nationalsozialismus explizit rezipiert hatte. Doch es bleibt ebenso zutreffend, dass das Bild von der Vernichtung New Yorks als Antisemiten-Traum in dem Artikel tatsächlich an Ausführungen Adolf Hitlers, der bereits zu Eingang des Textes zitiert wird, aufgehängt wird. Nun darf man getrost davon ausgehen, dass jeder Student welcher Gesellschaftswissenschaft auch immer mit einer solchen Art von „Beweisführung“ – durch großenteils suggestive Analogieschlüsse – bereits im ersten Semester gnadenlos durchfallen würde.

Nun haben andere Islamisten schon in den Jahren 1995/96 in Paris mehrere blutige Attentate auf voll besetzte Metro-Züge verübt oder im Januar 1995 in Algier einen voll besetzten Passagierbus in eine rollende Bombe verwandelt, um das Hauptkommissariat der algerischen Hauptstadt zu treffen. Küntzel hätte sicherlich große Mühe, diese Attentate – die dieselbe Qualität hatten wie jenes von New York, also rücksichtslos die Vernichtung einer größeren Zahl nicht persönlich identifizierter Menschen in Kauf nahmen, jedoch quantitativ auf deutlich niedrigerer Stufe angesiedelt waren – vor allem durch einen vorgeblich jüdischen Charakter der getroffenen Orte zu erklären (oder aber nur um den Preis, das antisemitische Gerede von der jüdischen Allgegenwart und Allmacht einen gedanklichen Moment lang für bare Münze zu nehmen).

Nun mag man Matthias Küntzel getrost zugestehen, dass er unter dem emotionalen Eindruck der Anschläge vom 11. September geschrieben hat, welche er als eine Form historischen Bruchs analysiert. So ist im ersten Absatz seines konkret-Textes zu lesen, es sei „beispiellos“, wie am 11. September in New York „Tausende an ihren Arbeitsplätzen (zu) verbrennen“. Dass dies leider so ohne Beispiel nicht ist, dürften die Bewohner jener Städte auf der Erde wissen, die in den letzten Jahren bombardiert worden sind – nur kommt der Tod normalerweise von oben und nicht, wie im Falle New Yorks, unerwartet von der Seite. Doch Matthias Küntzel erkennt am Angriff auf das World Trade Center eine Besonderheit: Vernichtung von Menschen werde als Selbstzweck praktiziert, führte er gegenüber dem Autor dieser Zeilen aus – während man in Kriegen oder „herkömmlichen“ Repressionsmaßnahmen noch die Frage cui bono (Wem nützt es?) stellen könne. Künt-

zel sieht darin die Nähe zu Auschwitz gegeben. Allein, die Vision von Mohammed Atta im Fliegercockpit der entführten Linienmaschine dürfte aller Wahrscheinlichkeit nach eher jener des Bomberpiloten – der an das in Bälde von ihm getroffene Symbol des „gegnerischen“ Landes denkt und dabei den Tod persönlich unidentifizierter Menschen in Kauf nimmt – ähneln als jener des SS-Manns an der Selektionsrampe im Todeslager, der bewusst über Leben oder Tod eines menschlichen Individuums entscheidet.

Dennoch kann Küntzel nicht der Kritik entzogen bleiben, wenn er – in Form einer Fußnote unter seinem konkret-Text – andeutet, welche praktische Schlussfolgerung in seinen Augen aus den Attentaten vom 11. September (die zweifellos von jedem Linken, der noch halbwegs bei Trost ist, verurteilt werden) zu ziehen sei. Vorsichtig in der Formulierung, plädiert Küntzel dafür, „die kommunistische Politik im Zuge des Zweiten Weltkriegs kritisch zu reflektieren.“ Denn auch wenn islamistischer Extremismus und NS nicht identisch seien, so stellte sich doch „für die damalige Linke ein vielleicht vergleichbares Problem“, was mit anderen Worten bedeutet, dass das heutige Problem mit der damaligen Lage vergleichbar sei. Dieses Problem – so heißt es in der Fußnote mit Bezug auf den NS und im Text im Hinblick auf den radikalen Islamismus – bestehe darin, die imperialistischen Führungsmächte nicht deswegen zu kritisieren, weil sie ihre Gegner verfolgen, sondern „weil sie diese nicht zielgenau und konsequent genug verfolg(en)“. In der Situation Anfang Oktober 2001 bedeutete dies – objektiv – zweierlei: dass erstens ein möglicher Krieg im Namen des Kampfs gegen den Islamismus, der sich damals bereits klar abzeichnete, nicht zu bekämpfen sei; und zweitens, dass es der US-amerikanischen Politik – wie zu befürchten sei – eventuell gar nicht darum gehe, den Islamismus konsequent zu bekämpfen. Zweiteres ist im Ansatz richtig: es trifft zu, dass die US-Außenpolitik den politischen Islamismus nicht so sehr konsequent aushebeln, sondern ihn „zähmen“ und in ihren eigenen Vorherrschaftsanspruch einbinden will (wie am Beispiel Saudi-Arabien). Dafür ist die erstgenannte Aussage eine politische Katastrophe, und symbolisiert das Abdanken linker Politik.

Ferner wäre hervorzuheben, dass die solchermaßen gezogene Parallele zum Zweiten Weltkrieg schon materiell jeglicher Grundlage entbehrt. Denn niemand könnte ernsthaft behaupten, der Krieg gegen das industriell und militärisch hochgerüstete NS-Deutschland – mitsamt seiner kontinentalen Machtbasis – sei auch nur im Ansatz vergleichbar mit jenem gegen das Vierte-Welt-Land Afghanistan. Letzteres wurde dann ja auch in knapp zwei Monaten überrannt – und dies dauerte auch nur deshalb so lange, weil die USA ihre ABC-Massenvernichtungswaffen nicht zum Einsatz kommen ließen.

Islamismus und NS : Bedeutende Unterschiede

Die von Küntzel vorausgesetzte Behauptung, dass der Antisemitismus nicht nur das zentrale Motiv des Nationalsozialismus, sondern auch des Islamismus sei, ist in dieser schlichten Form unhaltbar. Dies bedeutet natürlich nicht, dass die Feststellung falsch sei, wonach viele Formen des politischen Islamismus auch eine mal mehr, mal weniger ausgeprägte Judenfeindschaft befördern. Und es bedeutet auch nicht, einen politischen Kompromiss mit dem Gesellschaftsprojekt des Islamismus zu befürworten: Ein solcher ist, diesen Gedanken verfißt jedenfalls der Autor dieser Zeilen, nicht möglich (denn ein sich direkt auf das „Wort Gottes“ berufender politischer Diskurs kann per se keine Widerrede dulden und ist daher in seinem Wesenskern potenziell „totalitär“ – in diesem Fall trifft der umstrittene und ansonsten als moderner Kampfbegriff gebrauchte Term zu, zumal der konsequent verstandene Islamismus sich alle Lebensbereiche unterzuordnen sucht). Und falls er es wäre, dann wäre er nicht wünschenswert.

Das Hauptmotiv des radikalen Islamismus ist die Vorstellung, die Krise der muslimischen Gesellschaften sei durch eine Rückkehr zu einer vermeintlich verschütteten ‚kulturellen Identität‘ zu lösen. Von einer absolut realen Erfahrung dieser Gesellschaften ausgehend, nämlich der – im kollektiven Gedächtnis eingespeicherten – kolonialen Agression, interpretiert der Islamismus unterschiedliche Phänomene der heutigen Gesellschaftsformationen durch sein ideologisches Raster.

Von der Massenarmut bis zur Emanzipation der Frauen und der Jugend werden die (teilweise durch den Imperialismus und die Ungleichheit der weltwirtschaftlichen Strukturen, teilweise durch den Übergang von traditionellen zu moderneren Sozialbeziehungen zu erklärenden) Verwerfungen und Umwälzungen auf eine ausschließliche Ursache reduziert. Nämlich auf die westliche Agression, die aber als solche nicht herbei halluziniert ist, sondern in einer bestimmten Form tatsächlich existiert. Auf diesen realen Kerngehalt werden dann die angenommenen Ursachen unterschiedlicher Frustrationen aufprojiziert. Dies ergibt eine höchst brisante Mischung aus – im Kern nachvollziehbarer – Denunzierung imperialistischer Dominanz, verschwörungstheoretischer Halluzination und reaktionärem Gesellschaftsprojekt.

Doch ein bedeutender Unterschied zum NS-Antisemitismus ist evident. Dieser zielte darauf ab, die gesellschaftliche Krise der dreißiger Jahre zu lösen, indem die jüdische Bevölkerung zur Vernichtung bezeichnet wurde. Wer hingegen dem ‚Herrenvolk‘ angehörte, sollte besser leben. Im islamistischen Gesellschaftsprojekt gibt es keine solche ‚Herrenrasse‘. Im Gegenteil, niemand hat so sehr unter einem islamistischen

Regime zu leiden wie die muslimische Bevölkerung. Denn wodurch haben die existierenden islamistischen Regime – im Iran, in Saudi-Arabien und bis vor kurzem in Afghanistan – denn die internationale Aufmerksamkeit auf sich gezogen? Vor allem durch die zahlreich verhängten körperlichen Züchtigungsstrafen, die insbesondere den Muslimen selbst einbläuen sollen, ihrer vorgeschriebenen ‚Identität‘ treu zu bleiben.

Hinzu kommt, vor allem in der Anfangsphase islamistischer Regimes, eine oftmals blutige „Säuberung“ der Gesellschaft von so genannten inneren Feinden – wie Linken, lästigen Intellektuellen und Feministinnen (In Algerien haben dies aus der Opposition heraus operierende, bewaffnete Gruppen bis zu einem gewissen Grad ebenfalls vermocht oder jedenfalls versucht). Diese Vision vom „Reinigungsbad“, das der muslimischen Nation zu ihrer ursprünglichen und später geraubten „Identität“ zurück verhelfen soll, weist tatsächlich faschismusähnliche Züge auf. Doch lassen sich hier Parallelen eher zur Verfolgung politischer Opposition bspw. in den Anfangsjahren des NS-Regimes ziehen als zum späteren Vernichtungsprogramm für die jüdische Bevölkerung. Denn die Repression setzt hier nicht an der innersten „biologischen“ Qualität des Individuums an, sondern an seinem (politischen oder gesellschaftlichen) Verhalten – das es entweder aus Furcht vor dem Terror ablegen, oder unter hohem Risiko beibehalten kann.

Auch in einem anderen Aspekt stimmt der NS-Antisemitismus mit dem des Islamismus nicht überein. Im Nationalsozialismus gab es keine Möglichkeit für einen Juden, seiner ‚Natur‘, seiner ‚Rasse‘ zu entrinnen. Ein jüdischer SS-Mann war nicht vorstellbar. Doch selbst die extremsten Fraktionen des radikalen Islamismus, wie al-Qaida, haben durchaus ehemalige Andersgläubige in ihren Reihen: im Erwachsenenalter zum Islam konvertierte (weiße) Franzosen oder US-Amerikaner. Die These, die Haltung der radikalen Islamisten gegenüber den Bewohnern der USA sei vergleichbar mit dem Verhältnis der Nazis gegenüber den Juden, trifft nicht zu.

Aus den oben genannten Gründen dient der Islamismus auch imperialistischen Mächten, beispielsweise den USA, in manchen Situationen als willkommenes Instrument der Krisenbewältigung, das für „Stabilität“ in den zu kontrollierenden Ländern sorgt. Am Beispiel Saudi-Arabiens machen die USA das seit den 30er Jahren des 20. Jahrhunderts vor. (Und die militante Sekte Al-Qaida bildet ja unter vielen Gesichtspunkt gewissermaßen einen radikalisierten Flügel dieses saudischen Modells: den eklatanten Widerspruch zwischen dem Diskurs – Wasser predigen sie – und der Realität der saudischen Petromonarchie – den Wein saufen sie – nicht mehr ertragend, hat dieser sich abgespalten, um nunmehr

die ideologischen Ansprüche des Saudi-Systems gegen die eigenen Taten der Führungsleute einzuklagen.)

Prinzipielle Voraussetzung dafür ist natürlich, dass der Islamismus eigene politische Ansprüche nach außen hin, auf internationaler Ebene, zurückschraubt und sich auf eine „Moralisierung“ der von ihm beherrschten Länder eingrenzen lässt – oder aber eine pro-westliche Außenpolitik betreibt. Die US-Politik unterscheidet daher auch zwischen einem nach außen hin pro-westlichen und daher ungefährlichen Islamismus einerseits und dem „gefährlichen“ Islamismus, etwa dem iranischen „Modell“ der 80er Jahre, andererseits. (Dabei sind die störenden Züge an letzterem – etwa die Markteinbußen für die US-Amerikaner – aber vielleicht gar nicht hauptsächlich auf das islamistische Projekt zurückzuführen, sondern zumindest teilweise auf die Überreste der Resultate eines revolutionären Bruchs mit dem vorangehenden Regime und einer Massenerhebung, deren Ergebnisse die islamistische Reaktion noch nicht restlos zurückschrauben konnte.) Und selbst im iranischen Falle sollte man zwischen demagogischer Kritik – die in der Realität eher der „Eindämmung“ und Gefügigmachung eines nicht grundsätzlich verworfenen Regimes dient – und realer Gegnerschaft unterscheiden.

Übrigens hat auch die israelische Politik diesen Faktor mitunter gern ausgespielt. Hat doch etwa der damalige Verteidigungsminister Ariel Sharon in den Jahren 1981 und 1982 enorme Waffenlieferungen an die Islamische Republik Iran veranlasst, zum Teil auf Ansporn der USA hin – im Rahmen dessen, was fünf Jahre später *Irangate* heißen sollte. Natürlich ging es damals auch darum, dass sich die im Krieg befindlichen Nachbarstaaten Iran und Irak so lange und so gründlich wie möglich gegenseitig abschlachten sollten, um für Ruhe in der Region zu sorgen.

Selbstverständlich kann sich diese, auf Repression im Inneren der muslimischen Gesellschaft ausgerichtete, tiefste Natur des islamistischen Projekts in der politischen Praxis mit chauvinistischen Elementen und verschwörungstheoretischen Elementen mischen. Das tut es im Übrigen nicht allein (und vielleicht nicht einmal vorrangig) im Hinblick auf den israelisch-palästinensischen Konflikt, auch wenn dieser möglicherweise die Sekte Al-Qaida stärker prägen mag als andere Strömungen. Andere Beispiele – in denen der internationale Islamismus mindestens ebenso viel Gewalt entläßt – sind Bosnien, Kaschmir, der Südsudan und die von Kopten bewohnten Regionen Ägyptens.

Wer die Ursachen des gesellschaftlichen Erfolges des Islamismus, jener Mischung aus zu Recht kritisierten gesellschaftlichen Bedingungen und reaktionärem Wahn, nicht richtig analysiert und stattdessen militärische Lösungen fordert – wie die intellektuelle Terrorsekte

„Bahamas“ dies tut – könnte dazu beitragen, die reaktionäre Utopie noch zu bestärken. Der Krieg der US-geführten Allianz gegen den Irak von Anfang 1991 hat, ebenso wie zuvor die sowjetische Invasion in Afghanistan, der islamistischen Schein-Alternative in der gesamten Region zu neuer Legitimität verholfen: als scheinbarer Repräsentant des Widerstandes gegen eine äußere Unterdrückung.

Leidige Konsequenzen

Zum Abschluss sei daran erinnert, dass an einem Ort, der „Antideutschen“ gewöhnlich als ein in ihrem Sinne „politisch zivilisiertes Land“ gilt – nämlich in Frankreich und genauer in seiner Hauptstadt Paris – zur Jahresmitte 1995 Sprengsätze zuerst in einem vollbesetzten Vorortzug explodierten, die zahlreiche Menschen verletzten oder töteten. Das als seriös geltende Flaggschiff der französischen Presse, die Pariser Abendzeitung *Le Monde*, berichtete am 7. Oktober 1995 über einige der Ursachen dieses zum Teil hausgemachten, da aus den Trabantenstädten (Banlieues) entstandenen Terrors. Denn eine gute Woche zuvor war der 25-jährige Khaled Kelkal, der als einer der Urheber der Attentate galt, durch die französische Polizei erschossen – genauer, am Boden liegend hingerichtet – worden. *Le Monde* waren Dokumente eines (deutschen) Soziologen zugespielt worden, die den individuellen Werdegang Kelkals zu begreifen halfen. Die Zeitung versah diese Analysen, in einer Bewegung tiefer Selbstkritik der französischen Gesellschaft, mit einem Kommentar

unter der Überschrift: „Khaled Kelkal, Opfer des alltäglichen Rassismus.“

Dies mag nun als Analyseraster nicht für jeden individuellen Werdegang gleichermaßen zutreffen. Doch hätte die Pariser Zeitung damals die Argumentationsmuster Küntzels und anderer „antideutscher“ Linker beherzigt, dann hätte sie getitelt: „Die SS-Nachfolger aus den Banlieues“ und „Die Nachahmer von Auschwitz tragen algerische Namen“. Es braucht nicht näher geschildert zu werden, welche Politik dadurch in einen wie im anderen Fall legitimiert werden kann. Den Rest darf sich jede und jeder selbst ausmalen.

- 1 *Bspw. ist in Bahamas Nr. 37 auf Seite 60 über den Verfasser dieser Zeilen zu erfahren, er gehöre zu jenen „schreibenden Charaktermasken“, die – in Bezug auf Algerien – „spätestens seit 1990 immer auf Seiten der Mörder zu finden“ seien, „weil jede Empathie mit den wirklichen oder prospektiven Ermordeten als unannehmbar zurückgewiesen wird“. Ein Kommentar erübrigt sich.*
- 2 *Matthias Küntzel hat den Autor dieser Zeilen darauf aufmerksam gemacht, dass sein Artikel – der im November 01 in konkret erschien – aufgrund des Redaktionsschluss-Datums (4. Oktober) kurz vor Beginn der Bombenflüge am 7. Oktober 01 geschrieben worden sei. Freilich haben zu dem Zeitpunkt die meisten Beobachter den Krieg im Mittleren Osten bereits als kurz bevorstehend bezeichnet.*

- 3 *Küntzel hat den Verfasser dieser Zeilen mit Vehemenz darauf hingewiesen, er zitiere doch gar nicht Adolf Hitler in seinem konkret-Text, sondern allenfalls Alfred Speer. Tatsächlich zitiert er – im zweiten Absatz seines Artikels in konkret 11/2001 – Adolf Hitler durch den Mund des NSDAP-Politikers Alfred Speer, welch letzterer Hitlers mündliche Ausführungen in Partei- oder Führungskreisen wiedergibt und zusammenfasst.*
- 4 *Tatsächlich sind die Vorwürfe, die islamistische Aktivisten an die Adresse der USA richten, auf mehreren Ebenen angesiedelt. Die Unterstützung der USA und sich um die Juden rankende Verschwörungstheorien spielen dabei – neben anderen Faktoren – auch eine gewisse Rolle, aber die islamistische Vision der USA (oder „des Westens“ schlechthin) erschöpft sich darin nicht. Namentlich spielt eine Rolle, dass die USA in der Region militärisch und ökonomisch präsent, ja dominant sind und dass das vom Westen repräsentierte Wirtschaftssystem die Gesellschaften dort ruiniert. Daneben wird vorgebracht, dass die westlichen Länder ihre eigene Religion – das Christentum, mit dem der Islam ja auskommen könne – verraten hätten und „keine Werte mehr kennen“ oder dass es im Westen verrucht hergeht und dass „die Leute dort auf der Straße ficken“, ein häufig formulierter Vorwurf. Ferner spielt eine Rolle, dass die USA das saudische Königshaus und damit eines der verlogenen, miesesten und korruptesten Regimes des Planeten unterstützen. Alles in allem handelt es sich also um eine Gemengelage aus Richtigem, Falschem bzw. Reaktionärem und Wahnvorstellungen.*

Von Auschwitz nach Bagdad

ANMERKUNGEN ZU DEN WUNDERSAMEN WANDLUNGEN DES ANTI-ANTISEMITISMUS

von Ernst Lohoff

Der folgende Artikel stammt aus dem Jahr 1991 und ist in der Krisis 11 erschienen. Vor allem ob der aktuellen Parallelen dokumentieren wir ihn hier in einer Kurzfassung. Die Zwischentitel stammen von der Redaktion.

Hu-Hu-Hussein!?

(...) Die Zuspitzung am Golf ging natürlich auch an der bundesrepublikanischen Linken nicht spurlos vorüber. Sie wollte Position beziehen und verwechselte, wie fast immer bei solchen Gelegenheiten, Stellungnahme mit Parteinahme. Diesmal führte der Zwang, Farbe zu bekennen, zu besonders absurden Ergebnissen. Die Front am Golf reproduzierte sich als linker Binnenkonflikt. Die Linke spaltete sich gnadenlos in Befürworter und Gegner der Anti-Saddam-Hussein-Front, und ihre schweigende Mehrheit wusste, zwischen beiden Polen heillos

hin- und hergerissen, gar nicht mehr, was vom linken Standpunkt aus denn nun richtig und was falsch sein soll.

Die einen, gestählte antiimperialistische Kämpfer, beteiligten sich an der wiedererwachten Friedensbewegung und spulten in deren Rahmen ihr über mittlerweile drei Jahrzehnte eingeübtes Standardprogramm ab. Sie wetterten wie gewohnt gegen die US-amerikanische Einmischungspolitik. Der 2. Golfkrieg bildete für sie nur ein weiteres Kettenglied in der schier endlosen Abfolge von US-Interventionen in der „Dritten Welt“. Der Kampf gegen den Irak reihte sich ihnen bruchlos in die US-Militäraktionen gegen Grenada, Vietnam oder Nicaragua ein. Die anderen schlossen sich unter dem Banner des Antifaschismus vorbehaltlos der internationalen Einheitsfront an. Spätestens der Spiegelesay von Hans Magnus Enzensberger machte

die von der Bildzeitung eingeführte Identifizierung von Hussein mit Hitler auch für kritische Geister hoffähig und ebnete so jenen Linken den Weg, die sich wild entschlossen zeigten, Demokratie, Völkerrecht und insbesondere das Existenzrecht Israels am Schatt el Arab mit allen Mitteln durchsetzen zu lassen.

So konträr die politische Stoßrichtung auch ausfiel, so verwandt sind die beiden Positionen in ihrer Grundstruktur. Der Gegensatz dieser Haltungen läuft auf bloße Reziprozität hinaus. Sie ähneln aber einander nicht nur deshalb, weil beide Seiten sich auf eine Auseinandersetzung mit der realen Entwicklung in den arabischen Ländern nicht einlassen, und die Vorstellungen von diesem Konflikt stattdessen auf historischen Übertragungen beruhen; sie gleichen einander auch in ihrer seltsam einseitigen Negativfixierung. Die Antiimperialisten verstanden sich

diesmal, entgegen ihren üblichen Riten, nicht als die Freunde der Feinde ihrer Feinde und wollten auch nicht dafür gehalten werden. Die irakische Konfliktpartei unterlag einem neuartigen Ausblendungszwang.

In seiner wechselhaften Geschichte war hierzulande der vielfach beschworene Kampf gegen den „US-Imperialismus“ bislang noch jedesmal mit einem positiven Bezug auf die Befreiungsbewegungen der 3. Welt gekoppelt. Ob es die nicaraguanischen Campesinos waren, die sich romantizistischer Verehrung erfreuten, oder ob, wie bei Herbert Marcuse, die kleinen und daher liebespaarfreundlichen Parkbänke Hanois als Vorschein eines nichtentfremdeten Gesellschaftszustandes erhalten mussten, die bessere Welt war noch jedesmal im kämpfenden Süden zu suchen. Antiimperialismus und Solidaritätsbewegung fielen in eins.

Ganz anders Anfang 1991. Niemand dachte mehr wie noch acht Jahre vorher an revolutionären Ferntourismus. Das identifikatorische Moment war dahin. Sobald die irakischen und arabischen Binnenverhältnisse zur Sprache kommen, werden die Antiimperialisten des Irakzyklus merkwürdig wortkarg und wechseln möglichst schnell das Thema. Während vor einem Menschenalter der Name des nordvietnamesischen Volkshelden und Präsidenten hierzulande noch unmittelbar als Demoparole taugte, verfiel selbst der erbitterteste westliche Anti-Bush-Aktivist kaum auf die Idee, aus Protest gegen die alliierte Luftoffensive „Hu-Hu-Hussein“ zu skandieren.

Was bei den Gegnern der US-Intervention defensiv und ausweichend daherkam, trugen die linken Apologeten der „Anti-Hitler-Koalition“ in ihrer verblüffenden proamerikanischen Wendung offensiv vor. Der Schulterschluß mit der US-Politik wurde nicht an ihr selber begründet, er wurde ausschließlich durch ein überhöhtes Feindbild und einen allzeit abrufbereiten Anti-Antisemitismus gerechtfertigt. In fast schon klassischer Form läßt sich an dem „Konkret“-Beitrag (3/91) von Wolfgang Pohrt studieren, wie sich die von der Kritischen Theorie inspirierte Pro-Amerika-Haltung unweigerlich im Gravitationsfeld dieser Argumentationsstruktur ausrichtet. Der Autor will zunächst positiv werden und eine Lanze „Für Amerika“ (so der ursprünglich geplante Titel seines Artikels) brechen und schafft es dann doch nur, Amerika durch einen Frontalangriff auf die deutsche Friedensbewegung und ihre angeblichen anti-jüdischen Ressentiments zu verteidigen: „Über Amerika also kein Wort von mir, aber ein paar Überlegungen zur Entwicklung hier,“ lautet denn auch die Schlüsselsequenz.

Die gleiche Ausblendlogik, die sich in Wolfgang Pohrts cholericem Anfall noch naturwüchsig gegen den Willen des Autors durchsetzt, spreizte sich in den Verlautbarungen der

ISF Freiburg zur offiziellen Deklaration auf: solange sie sich nur mit dem vermeintlichen Lebensinteresse des jüdischen Staates überschneiden, „stehen die Interessen der USA außerhalb jeder Kritik“.¹ Wer sich dazu hinreißen läßt, an der US-Regierung und ihrem militärischen Vorgehen herumzumäkeln, macht sich damit bereits als Judenfeind verdächtig. Wenn er zu allem Überfluß auch noch Deutscher ist, entlarvt er sich damit unweigerlich als unverbesserlicher Antisemit. Sobald es um Israel oder die Juden geht, hört der Spaß auf. Wer ausflippt und sich, wie Wolf Biermann in der „Zeit“, die Atombombe auf Bagdad herbeiwünscht, beweist damit nur seine moralische Überlegenheit. (...)

Antifaschistisches Klammern

An den geballten Äußerungen der Bellizisten-schar fällt zunächst eines auf. Während der wirkliche Golfkrieg in Irak und Kuwait tobte, lag der Hauptkriegsschauplatz für die linken Kriegspologeten nicht in diesen wenig interessanten arabischen Ländern, sondern in Israel. Erst seine gegen den Judenstaat gerichteten Drohungen machten aus Saddam Hussein in den Augen der linken Befürworter der „Operation Wüstensturm“ den „neuen Hitler“, und auch die an die Adresse der Friedensbewegung gerichtete Anklage lautet unisono auf „Antisemitismus“ und Judentum. Sämtliche Beiträge etwa in dem Bändchen „Liebesgrüße aus Bagdad“ durchzieht die gleiche mittlerweile wohlvertraute Holzhammerlogik: Wer sich weigert, „dem Diktator bei der Ausführung seines von ihm angedrohten Massenverbrechens – nämlich Israel in ein Krematorium zu verwandeln – in den Arm zu fallen“², der betreibt im besten Falle eine unverantwortliche „fundamental-pazifistische Appeasement-Politik“, oder er ist selber pazifistisch getarnter Antisemit und nimmt die „Vernichtung Israels“ mit klammheimlicher Freude in Kauf. Ob Eike Geisel die katholische Lehre von der Erbsünde neu entdeckt und sich die zahlreichen vom Golfkrieg aufgeschreckten jugendlichen Friedensdemonstranten zur mit antisemitischen Ressentiments aufgeladenen „pazifistischen Werwolf-Truppe“³ umfabuliert, ob Wolfgang Schneider die unterschwellig vorhandene „Abneigung gegen die Juden“ „im Engagement gegen den Golfkrieg manifest“⁴ werden sieht, der Tenor der Argumentationen läßt keine Missverständnisse über die Stoßrichtung zu. Die Friedensbewegung muss bekämpft werden, weil sie Saddam Hussein nur den Rücken frei halten will, auf dass dieser das Werk Adolf Hitlers vollenden kann.⁵

Die überragende Rolle Israels in der Golfkriegsdebatte war ein spezifisch deutsches Phänomen. Auch in anderen westlichen Ländern führte die alliierte Intervention zu heftigen Auseinandersetzungen, aber nirgendwo sonst avan-

cierte dabei wie hierzulande die Bedrohung des Judenstaates zur alles entscheidenden Gretchenfrage. Es bedarf sicher keines besonderen Scharfsinns, um einen Zusammenhang zwischen dem deutschen philosemitischen Bellizismus und der Last der nationalsozialistischen Vergangenheit Deutschlands zu vermuten. Die offensichtlich zwanghafte Identifizierung der Attacken Saddams Husseins auf israelisches Territorium mit dem Holocaust bei vielen linken bundesdeutschen Publizisten ist damit aber per se noch nicht erklärt. Die zu Grunde liegende Logik nimmt erst deutlichere Konturen an und wird nachvollziehbar, wenn wir uns vor Augen führen, welchen Stellenwert der historische Nationalsozialismus im Selbstverständnis der Linken hat. Die reflexhafte Anti-Saddam-Hussein Reaktion steht nicht für sich, sie verweist auf die Sinnstiftungsfunktion des nachholenden Antifaschismus, der mittlerweile zur wesentlichen linken Identitätsbestimmung geworden ist.

Der sprießende linke Antifaschismus erwächst nicht aus einer breiten und tief schürfenden Beschäftigung mit dem historischen Nationalsozialismus, er ist ein genuines Produkt der heutigen Krise der Linken, ein provisorischer und ins Leere greifender Notanker. Westdeutschlands Linke verfügt heute längst nicht mehr über ein positives Selbstverständnis. Was Sozialismus wohl heißen könnte, weiß seit Jahr und Tag so genau keiner mehr zu sagen; für welches politische Programm die Linke steht, kann sie nicht einmal mehr in Floskeln angeben; mit dem sanften Entschlafen der „neuen sozialen Bewegungen“ hat sie überdies die Manövriermasse und ihr letztes Betätigungsfeld eingebüßt. Alle linken Prinzipien sind schwankend geworden. Mit dem Ende der Nachkriegskonstellation ist auch die dazugehörige Oppositionsbewegung gegenstandslos geworden. Die gegenwärtigen Entwicklungen, die im Kollaps des Realsozialismus ihren bisherigen Höhepunkt erreichten, haben das linke Weltbild heillos in Verwirrung gestürzt. Angesichts dieser für sie lebensfeindlichen Wirklichkeit hat sich die Linke auf die fiktive Fortschreibung der übersichtlichen vergangenen Fronten zurückgezogen. So konzeptionslos auch die Linke den drängenden gegenwärtigen globalen Problemen der Gegenwart gegenübersteht, so wenig sie sich hier positiv gegen die herrschende Politik profilieren kann, all diese Mängel werden kompensiert durch eine allzeit klar herausposaunte antifaschistische Pseudoorientierung, durch die Stellungnahme zu den Kämpfen einer abgeschlossenen Epoche. Die antifaschistische Klammer hält notdürftig zusammen, was ansonsten augenblicklich auseinanderfallen würde. Mit ihrer strammen, jederzeit kampfbereiten antifaschistischen Grundhaltung erwirbt sich die Linke in ihren eigenen Augen eine letzte Daseinsberechtigung. Der Faschismus darf nicht sterben, seine Kontinuität

und Wiederkunft muss allemal an die Wand gemalt werden, weil sich die antifaschistische Linke ohne diesen Negativfixpunkt in Wohlgefallen auflösen müsste.

In der Entstehungsphase der neuen Linken war der Angriff auf die Tabuisierung und Verdrängung der nationalsozialistischen Vergangenheit eines ihrer wesentlichen, treibenden Motive. Auf ihre alten Tage hoffungslos in die Defensive geraten schlägt dieses Verdienst in Bekenntniszwang um. Das Tabu der Adenauerzeit überlebt an der Linken als sein Negativ. Das totgeschwiegene Karthago ist nicht mehr, aber die Linke brabbelt wie ein verwirrter Kriegsveteran aus den punischen Kriegen bei jeder sich bietenden Gelegenheit ihr ceterum censeo unverdrossen vor sich hin und schließt alle Ereignisse mit ihren Kriegserlebnissen aus zweiter Hand kurz. Was die Großeltern konzentriert verschwiegen, führt die neulinke Elterngeneration notorisch im Mund, und den Nachwachsenden quillt es verständlicherweise längst aus den Ohren.

Die Unbestimmtheit dessen, was Antifaschismus nun denn 45 Jahre danach heißen soll, konkretisiert dessen sinnstiftende Potenz nicht, sie ist vielmehr sogar deren Voraussetzung. Nur weil er nichts Konkretes zu bedeuten hat, sondern für alles und nichts zugleich steht, bleibt ihm die Demontage erspart und taugt er zum universellen Bezugspunkt. Die antifaschistische Nullideologie bringt die auseinander diffundierenden Tendenzen einer zerfallenden Linken zwar nicht zur Deckung, sie schafft aber im Auflösungsprozeß noch einmal ein gemeinsames Diskussionsmilieu. (...)

Der ewige Jude

Dieses Spielchen läßt sich sicher noch geraume Zeit fortsetzen, zu besonders fruchtbaren Ergebnissen wird es aber kaum führen. Im Gegenteil, der neue Antifaschismus fällt hinter den Stand zurück, den die gesellschaftskritische Beschäftigung mit dem Nationalsozialismus bereits erreicht hatte. Auch das läßt sich am Beispiel der bellizistischen Golfkriegsdebatte phänotypisch studieren.

In der Historikerdebatte waren es gerade die linken Protagonisten, die die Einzigartigkeit nationalsozialistischer Herrschaft betonten. Sie wehrten sich entschieden dagegen, die von den deutschen Faschisten ins Werk gesetzten Verbrechen und Gräueltaten als eine von viel zu vielen Eintragungen in der langen Reihe geschichtlicher Massaker und Genozide zu behandeln, und weigerten sich dementsprechend, Hitler kurzerhand mit historischen Figuren wie Nebukadnezar, Scipio Africanus minor, Stalin und Idi Amin auf eine Stufe zu stellen. Den besonderen Charakter der nationalsozialistischen Herrschaft begründeten sie dabei in erster Linie mit der Singularität der nationalsozialistischen Juden-

verfolgung. Völlig zu recht beharrten sie darauf, dass einerseits der Nationalsozialismus nicht abgetrennt von Auschwitz und dem Holocaust verstanden werden kann, und dass andererseits das einmalige Phänomen der staatlich organisierten systematischen Judenvernichtung den deutschen Nationalsozialismus aus dem Wust historischer Unrechtsregime heraushebt.

Die linken Israelverteidiger verkehren diese Einsicht in ihr Gegenteil. Aus der umstandslos gelöschten Einmaligkeit der nationalsozialistischen Judenverfolgung wird die überzeitliche Einmaligkeit des jüdischen Opfervolkes. Wenn Kurden, Schiiten und sonstige Bewohner des Iraks von den Schergen Saddam Husseins und den alliierten Verteidigern des Völker- und Menschenrechts ausgebombt, erschossen, verbrannt und Seuchen preisgegeben werden, dann ist das der nicht weiter erwähnenswerte geschichtliche Normalfall. Sobald aber Juden angegriffen werden, egal aus welcher Frontstellung heraus, dann stellt das per se bereits die unmittelbare Fortsetzung von Auschwitz und Treblinka dar. Die gegen den arabischen Mythos der Unverwundbarkeit Israels gerichteten kriegerischen Propaganda-Aktionen aktivieren alle schlummernden Holocaust-Phantasien. Das Stichwort Gas reicht vollkommen aus, und der tragische Herztod einiger älterer Tel Aviver Bürger assoziiert sich im Handumdrehen zur Wannseekonferenz und erscheint als deren planmäßige Umsetzung. Der arabisch-israelische Konflikt durchmischt sich mit den Bildern des Warschauer Ghettoaufstands. Schlagen im Negev ein Dutzend vorsintflutlicher Raketen ein und wirbeln Sand auf, dann bedeutet das die unmittelbare Fortsetzung von Hitlers Ausmerzungsplänen. Der Diktator verwandelt sich in die Reinkarnation Hitlers, und im Irak, einem Land mit wenig erfreulichen, aber für die 3. Welt keineswegs untypischen Verhältnissen, aufersteht das Reich des Bösen. Der von Saddam Husseins großmäuligem „antizionistischen“ Getöse ausgelöste Aufschrei entkoppelte sich sofort vom realen Anlass.

Wie auf ein vertrautes Klingelzeichen gut abgerichtet, reagieren die linken Golfkrieger auf das Stichwort „Jude“ unwillkürlich mit Speichelfluß, gespannter Aufmerksamkeit und der Bereitschaft, sofort kraftvoll zuzubeißen, und es spielt keinerlei Rolle mehr, dass der moderne Staat Israel etwas ganz anderes zu bedeuten hat als das präzisionistische, über die sich herausbildenden Nationalstaaten verstreute europäische Judentum. Diese in der Verhaltensforschung als bedingter Reflex bekannte Reaktionsweise ist aber nicht nur vorthoretisch, die archaisch-projektive philosemitische Reaktionsbildung erinnert auch fatal an den bekämpften klassischen Judenhass. In ihren Angriffen auf die Friedensbewegung überlebt das Hassobjekt der Nazis, der „ewige Jude“, zum Identifikationsgegenstand gewendet.

Nach Auschwitz

Pohrt und andere haben schon früher bei verschiedenen Gelegenheiten darauf hingewiesen, wie wenig gerade auch im linken politischen Spektrum der BRD von einer Bewältigung des Holocaust-Traumas die Rede sein kann. Ihre Kritik zielte dabei auf die vielen politikasternen Verdrängungskünstler. Pohrts eigene Reaktion und die seiner Gesinnungsgenossen von Cora Stephan bis Micha Brumlik auf die Zuspitzung am Golf zeigen aber, dass von Verarbeitung auf der innerlinken Gegenseite ebensowenig die Rede sein kann.

Wenn traumatische Ereignisse nicht bewältigt und überwunden werden, so kann sich das in zwei gegenläufigen Formen äußern: einerseits als rigorose Verdrängung, andererseits als Fixierung und ständige Wiederholung. Leute wie Pohrt verkörpern die zweite Variante. Für sie ist der Genozid an den europäischen Juden zum universellen Interpretationsrahmen geworden. Auschwitz ordnet sich ihnen nicht in eine bestimmte historische Epoche ein, Auschwitz ist ein Ereignis sui generis, etwas Existentielles, aus der Geschichte Herausgehobenes. Die Frage nach der „Kunst nach Auschwitz“ (Adorno) wird verallgemeinert und in die Zukunft verlängert. Auschwitz ist nicht nur eine entscheidende geschichtliche Zäsur, Auschwitz beendet alle bisherige Zeitrechnung. Wie bei Hegel die geschichtliche Entwicklung affirmativ verstanden im preußischen Staat Erfüllung und Abschluß findet, so wiederholt sich am Holocaustschock die gleiche Sichtweise negativ gewendet.

Die ursprüngliche, dabei aber auch elaborierteste Fassung dieser um das Auschwitzmotiv zentrierten Weltansicht lieferte die kritische Theorie. Nach der militärischen Niederwerfung Hitlers Deutschlands und der alsbald mit dem Kalten Krieg und dem Wirtschaftswunder einsetzenden rigorosen Verdrängung der nationalsozialistischen Vergangenheit wurde die Erinnerung an das nationalsozialistische Grauen zu einem zentralen Gesichtspunkt jener vor allem von Horkheimer und Adorno formulierten Gesellschaftskritik. Der Faschismus und Auschwitz, so der durchgängige Tenor in den im und kurz nach dem 2. Weltkrieg erschienen Schriften, haben sichtbar gemacht, was Kapitalismus bedeutet.

Die Vertreter der Enkelgeneration der Frankfurter Schule intonierten diese Melodie in den letzten Jahren ein um das andere mal neu. Autoren wie Wolfgang Pohrt und Joachim Bruhn haben ein Gutteil ihrer Publizistenexistenz mit der Verfertigung mehr oder minder gut gelungener Remakes zugebracht, und noch bei jeder sich irgendwie bietenden Gelegenheit einen Bezug zu Auschwitz hergestellt. Bei den Erben der kritischen Theorie blieb der Rekurs auf die nationalsozialistische Judenverfolgung allerdings bislang im Rahmen von Kultur- und Ideologiekritik. Diese metaphysisch angehauchte

Selbstbescheidenheit ermöglichte jenes kritische immer etwas unbestimmte Raunen, das zum Markenzeichen dieser Strömung geworden ist. Mit dem Golfkrieg aber wurde Auschwitz, die Lieblingsmelodie der Epigonen, zur unmittelbar politischen Fanfare. Der Absturz in die Niederungen der Tagespolitik bekam den „kritischen“ Adepten nicht gut. Der Sphärensprung, die überraschende praktische Bewährungsprobe, brachte die innere theoretische Schwäche der um das unaufgelöste Auschwitztrauma kreisenden Position ans Tageslicht. Was gesellschaftskritisch gemeint war, die Entlarvung des verdrängten antisemitischen Bodensatzes und der Irrationalität der herrschenden Weltgesellschaft, wird plötzlich nolens volens zur Rechtfertigung für ein unnachgiebiges Vorgehen des Westens gegenüber dem neu aufkeimenden „Irrationalismus“ im Süden. Die Kritiker der Moderne formulieren mit am Schießbefehl, der die Vorverteidigung der „Festung Europa“ gegen die fundamentalistischen Horden der Zukunft gekommenen ermöglichen soll.

Diese Veränderung ist nachhaltig und irreversibel. Die Adepten der Kritischen Theorie, die wie Joachim Bruhn an ihrer grundsätzlichen Gesellschaftskritik festhalten, und sie nur in diesem speziellen Fall sistiert sehen, weil „etwas anderes auf der Tagesordnung steht“⁶, lügen sich damit nur gehörig in die Tasche. Die Unterstützung des Weltpolizisten kann kein bloßes folgenloses Intermezzo bleiben, das den wieder erlangten kritischen Wolkenkuckucksheim-Alltag unberührt läßt. Die Rückkehr zur kritischen Virginität wird sich auf Dauer nicht bewerkstelligen lassen, wenn Saddam Husseins militärisches Golfabenteuer ebenso wie der islamische Fundamentalismus keine Eintagsfliegen bleiben, sondern eine grundsätzliche Veränderung im Verhältnis von Nord und Süd und innerhalb der globalen Elendsregionen ankündigen. Genau das zeichnet sich aber ab. Das von der krisengeschüttelten westlichen Rationalität erzeugte weltweite Elend wird sich künftig verstärkt in „irrationalen“ Massenbewegungen entladen, die keineswegs zum Fraternisieren, sondern nur zum Fürchten einladen. Gegenüber der Neigung, das fanatisierte und kriminelle Elend in Schach zu halten verblasst der verwaschene unpraktische kritische Anspruch aber recht schnell. Was Ausnahme sein sollte, wird über kurz oder lang zur Regel werden. Unabhängig davon, ob sich in den drohenden sozialen Eruptionen und ihren Zersetzungsprodukten im Einzelnen antisemitische Momente werden nachweisen lassen, auf Dauer wird sich das schnörkellose Bekenntnis zur wehrhaften westlichen Rationalität gegenüber dem kulturkritischen Luxus durchsetzen. (...)

Durchsetzung oder Krise

Der westliche bürgerliche Nachkriegsstaat und seine Sachzwang-Administration ist gegen anti-

semitische Ressentiments genauso immun wie gegen jede andere, homöopathische Dosen übersteigende „weltanschauliche“ Orientierung. Der Antisemitismus verschwindet damit aber keineswegs vom Antlitz der Erde. Das antisemitische Ressentiment überlebt als eine mögliche Reaktionsbildung bei jenen, die in den Konkurrenzkämpfen der kapitalistischen Arbeitsgesellschaft auf der Strecke bleiben. Nie waren aber in der Nachkriegszeit die Opfer weltweit derart zahlreich wie heute, und so erlebt auch der Antisemitismus seit den 80er Jahren eine Renaissance. Besonders in Osteuropa erreicht er mittlerweile eine erschreckende Verbreitung und Intensität. Aber selbst wenn sich der zeitgenössische Judenhaß noch zum Pogrom steigern wird, er ordnet sich trotzdem in einen gänzlichen anderen historischen Kontext ein, der mit Auschwitz nichts gemein hat. Der neue Antisemitismus erwächst nicht mehr aus der Durchsetzung der modernen Arbeitsgesellschaft, seine neue Blüte ist ihrer Krise geschuldet. Sein Träger kann nicht die Staatsgewalt sein, es sind die Ausgegrenzten, deren Verzweiflung sich an wechselnden Opfern entlädt, zu denen auch wieder die Juden gehören mögen.

Die Arbeitsgesellschaft hat ihre Tore wegen Arbeitsmangels geschlossen, und die anschwellende Zahl der Herausgefallenen muss sich in einer Müllhaldenökonomie zurechtfinden. Das marktwirtschaftliche Arkadien bedeutet mittlerweile für mindestens 3/4 seiner Bewohner die Hölle. Die Weltarbeitsgesellschaft und ihre Staaten sind mit ihrer Integrationskraft am Ende. Das ändert aber am Charakter des bürgerlichen Staates nichts. Die Sachzwang verwaltende abstrakte Allgemeinheit setzt sich bis auf weiteres als pragmatische Notstandsregulation fort. Die demokratische Elendsverwaltung agiert ideologie- und emotionslos im gewohnten Fahrwasser, so gut es geht.

Außerhalb dieser offiziellen Sphäre übersetzt sich die dumpfe Stimmung der zu kurz gekommenen jedoch in ideologische Ausbrüche und Bewegungen. Das gilt insbesondere für das südliche und östliche Gros der Weltgesellschaft. Wo sich die Verlierer nicht in ihr Schicksal fügen und sich nicht in ihre demokratisch und völkerrechtlich einwandfrei regulierte Favela-Existenz ergeben wollen, äußert sich ihr verzweifelter Protest als Abkehr vom Westen und als ideologischer Rückbezug auf ältere Traditionen. Eine neues, funktionstüchtiges und zukunftssträchtiges „Gesellschaftsmodell“ kann aus diesen Bewegungen nicht entspringen. Sie taugen aber immerhin dazu, Weltmarktverlierer unter einer gemeinsamen Fahne für Weltbürgerkriegs-Scharmützel zusammenzufassen. In den regressiven Strömungen vom peruanischen Sendero luminoso bis zur russischen Pamjat-Bewegung kristallisiert sich der ausweglose Haß auf die westliche Zivilisation.

So selbsterstörerisch und aussichtslos diese ideologischen Ausbrüche auch sein mögen, ihr Destruktionspotential wird im modernen Weltendorf auch den Westen erreichen. Den Bewohnern der wenigen verbliebenen glücklichen Oasen in der Weltmarktwüste dämmert das längst. In Europa geht vor allem die Furcht vor dem islamischen Fundamentalismus um, der sich quasi vor der eigenen Haustür, am anderen Ufer des heimischen Mittelmeeres, seuchenartig verbreitet.

Die Angst ist berechtigt. Die landläufigen Deutungsmuster, die dieses neuartige Phänomen erklären sollen, führen allerdings gründlich in die Irre. Was sich da im Maghreb und in Nahost zusammenbraut, ist keineswegs die Rückkehr von mittelalterlichen vordemokratischen Verhältnissen, der Fundamentalismus ist vielmehr selber das ureigenste Produkt der in die Krise geratenen Moderne. Von den IWF-Riots, die Anfang der 80er Jahre die nordafrikanischen Slums erschütterten, bis zur flüchtigen, islamisch unterfütterten Saddam-Husseins-Begeisterung, zieht sich eine Linie. Die illegitimen, vergessenen Kinder des Westens treten zu Suizid und Vätermord an.

Diese düstere Entwicklung trifft auch die Modernisierungsinke in ihrem Kern. Ihrer Utopien lange schon verlustig gegangen, nähert sie sich aus Angst und Ekel vor den zerstörerischen Reaktionen der Verlierer immer mehr den staatlichen Notstandsverwaltern an. Die Defensive der Moderne treibt auch ihre linken Avantgarde zur Selbstaufgabe und hinter die allgemeinen bürgerlichen Prinzipienmauern von Demokratie, Rechtsstaatlichkeit, freier Marktwirtschaft und Völkerrecht. In dem selben historischen Augenblick, in dem eine fundamentale und radikale Kritik der bürgerlichen Gesellschaft nötiger wird denn je, dankt die Linke ab und degeneriert zum beflissenen Helfershelfer. Was sich in der Gorbimanie noch einigermaßen optimistisch angekündigt hat, setzt sich anlässlich der US-Intervention im Irak erbittert und menschenverachtend fort. Die Restbestände der kritischen 68er Generation werden ihrer neuen Rolle wohl auch weiterhin treu bleiben und sich nach Kräften bei der Vorverteidigung der demokratischen Festung Europa engagieren. Die Konsequenteren werden sogar den atomaren Schießbefehl auf die vielen Opfer der Moderne fordern oder zumindest in Kauf nehmen müssen. Der zurück geschlagene Versuch Saddam Husseins, den bankrotten Irak durch die Annexion Kuweits einigermaßen zu sanieren, steht nicht am Ende gewaltsamer Verwicklungen in Nord und Süd, sondern an deren Anfang. Recht und Mord werden sich zweifellos im Laufe der weiteren Entwicklung auch außerhalb des zerbombten Bagdad als Synonyme bewähren.

Auf Seiten der „zivilitätstheoretisch“ geläuterten Teile der Linken kündigte sich diese

Absetzbewegung von jeder gesellschaftskritischen Intention schon lange an. Die Rechtfertigung der Anti-Saddam-Koalition war nur konsequent und letztlich keine Überraschung mehr. Dagegen trägt der Frontwechsel, den die Enkel der Kritischen Theorie bei dieser Gelegenheit vollzogen haben, fast schon tragische Züge.

1 Joachim Bruhn, zitiert nach „Liebesgrüße aus Bagdad“, Berlin 1991, S. 136.

2 A.a. O., S. 58.

3 „Liebesgrüße“, S. 56.

4 A.a. O., S. 72.

5 Vor allem die Beiträge von Eike Geisel, Jörg Friedrich und Ralph Giordano bewegen sich auf

der schmalen Grenzlinie zwischen Ideologie und Wahnsystem. Das gleiche gilt aber auch für den in diesem Sammelband nicht vertretenen Wolfgang Pohrt. Seine in der Konkret 3/91 publizierten Aussonderungen zum Golfkonflikt und gegen die hiesige Friedensbewegung sind von einem blindwütigen hysterischen um sich Schlagen nicht mehr zu unterscheiden. Während er Anno 1983 der damaligen Antinachrüstungs-bewegung ebenso ätzende wie treffende Polemiken widmete, fallen seine gegen den vermeintlichen Antisemitismus in der Antigolfskriegsbewegung gerichteten Ergüsse nur mehr unter die Rubrik Pathologisches.

6 „Liebesgrüße“, S. 133.

geht es, so scheint es mir, um die Entlarvung scheinhafter Veränderungen der Erscheinungswelt durch die eine (stabile) Theorie.

Die Sache sähe übrigens auch nicht anders aus, wenn Du mit den von dir genannten „islamistischen Selbstmordattentaten antisemitischen Charakters“ jene in den USA und jene seitdem in Israel verübten Attentate unter einem Begriff zusammenfassen wolltest, wobei der Zusammenfassung selbst bereits eine wesentliche Beweisaussage innewohnt. Auch in diesem Fall würde nicht nur über Differenzen bezüglich der „Grammatik“ der jeweiligen Anschläge, sondern auch über die fundamentale Differenz zwischen ihnen und dem Antisemitismusbegriff selbst so hinweggegangen, dass von einem Dienst an der Sache kaum gesprochen werden könnte.

Um den von mir gemeinten Wahnsinn von seinen psychologischen Konnotationen zu befreien und nach der Seite ein wenig zu beleuchten, nach der er mich wirklich schreckt und auch ganz persönlich – in meinen Hoffnungen auf Verständigung vermittels theoriegeleiteter Sprache – trifft, will ich versuchen, ihn als theoretischen Wahnsinn, als ein Schicksal also der Theorie zu bestimmen. Du weißt ja, dass ich in der Schule Philosophie unterrichtete, und da werde ich von Schülern, die zum ersten Mal mit Philosophie zu tun bekommen, häufig gefragt – dann nämlich, wenn sie registriert haben, dass ich eine Äußerung gelten lasse und eine andere nicht –, was denn Philosophie sei. Ich antworte, mal mit mehr, mal mit weniger Talent, dass Philosophie bedeutet, für das, was man sagt, die theoretische Verantwortung zu übernehmen: ist eine Äußerung richtig, nicht nur so, wie man sie gemeint hat, sondern auch so, wie sie sich zu allen anderen Äußerungen verhält – jenen, die man selbst bereits getan hat und noch tun will, und jenen ändern, ungebetenen, die seit undenklichen Zeiten da sind?

Nun wirst Du vielleicht sagen, dass Du ja nicht Philosophie, sondern Kritik betreibst. Aber Du wirst mir zugeben, dass Deine Kritik enorm viel mit Denken zu tun hat, und da frage ich mich – und hier schmeiße ich ‚Euch Kritiker‘ ganz sicher zusammen –, ob Du die Implikationen des Denkens und die historischen und systematischen Eigentümlichkeiten des Denkapparats, seine Logik und seine Tradition, eigentlich so sehr fürchtest, wie es bei einem solchen fürchterlichen Instrument angemessen wäre, das eben wie gesagt nicht nur seine eigene Logik, sondern auch seine eigene Geschichte hat, vielleicht sogar seine eigene formale Teleologie, die nur um den Preis des ‚Wahnsinns‘ durch eine andere, ethische oder politische, zu brechen wäre. In der ‚Theorie der Kritik‘ sieht dieses Brechen interessanterweise genau umgekehrt so aus, als bekäme die Theorie die Oberhand über eine lächerliche und in ihrem Beste-

Auschwitz und Wahnwitz

OFFENER BRIEF AN GERHARD SCHEIT

von Ilse Bindseil

Der Grund, warum ich mich zu Deinem kleinen Text (vgl. „Streifzüge“ 3/2001) über das Auseinanderbrechen des Wiener „Kritischen Kreises“, der die „Streifzüge“ hervorbrachte, äußere, ist der, dass er mir einen Begriff an die Hand gibt, der es mir erlaubt, meine Haltung zur These, die „islamistischen Selbstmordattentate“ vom 11. September seien „antisemitischen Charakters“, zu formulieren, ohne jene viel schlimmeren Wörter zu benutzen, die mir auf der Zunge lagen und die mir jenen harmloseren buchstäblich verstellten. Ich meine das Wort: wahnwitzig. Wenn Du über die Debatte, an der die „Streifzüge“ gescheitert sind, sagst: „Die Diskussion darüber ist schlagartig auf eine wahnwitzige Ebene geraten, auf der sich kein Ressentiment mehr erhellen und kein kritischer Gedanke mehr fassen lässt“, dann, so behaupte ich, drückt Du damit nicht nur das Versagen einer Seite, sondern auch etwas Objektives aus, das mit beiden Seiten zu tun hat; und nicht nur mit der Sache selbst, sondern auch mit der Sprache, in der sie beredet, und der Denkform, in der über sie gedacht wird. Wenn Du über die „Streifzüge“ sagst, sie wären ein „Kreis, in dem zwanghaft davon abgesehen wird, dass die islamistischen Selbstmordattentate antisemitischen Charakters sind, oder in dem eben das gleichgültig ist“, dann sagst du damit, wenn ich diese Äußerung auf den vorher zitierten Satz projiziere, dass eine solche zwanghafte Ausgrenzung durch die eine Seite eine ebenso zwanghafte Integration durch die andere Seite bewirkt, so dass also die Diskussion unfrei wird und auf die von Dir so genannte „wahnwitzige Ebene“ gerät.

Nun ist die Behauptung, beim Anschlag vom 11. September handele es sich um eine antise-

mitische Tat, ganz gewiß weder falsch noch richtig – und Ulrich Enderwitz, der sie in seiner Antwort auf Joachim Bruhns ISF-Text gutmütig für „falsch“ nimmt, sieht sich dadurch auf eine pragmatische oder politologische Ebene gezogen. Falsch kann die genannte Behauptung gar nicht sein, bedenkt man, dass, wer den modernen Antisemitismus behandelt, sich genötigt sieht, die gesamte Gesellschaft zu begreifen. Richtig kann sie aber auch nicht sein, da zwischen dem Anschlag – sortiert z.B. nach den guten Regeln der Grammatik: Ort, Zeit und Umstand, Subjekt und Objekt – und seiner Qualifizierung als antisemitisch so viele Vermittlungsglieder fehlen, dass das Urteil „richtig“ unvermeidlich zum Antagonisten dieser Vermittlungsglieder würde (ob sie nun per Abstraktion aus der Empirie des Anschlags heraus- oder per Konkretisierung aus der Antisemitismustheorie in diesen hineinwachsen), die dann als „falsch“ erscheinen müssten; was sie aber, wenn sie zugleich die Sache vermitteln, gar nicht sein können. Die Behauptung ist also weder falsch noch richtig; dann ist sie aber „wahnwitzig“.

Der Hinweis auf je mühselig erarbeitete, an anderer Stelle vorhandene und ausdrücklich genannte Vermittlungsglieder würde hier nicht weiterhelfen, da sie die angebliche Vermittlung als in Wirklichkeit pure Subsumtion, die Ermittlung aber als eine Quod-erat-demonstrandum-Beweisführung erweisen würde – für die ich persönlich mich übrigens morgens nicht einmal aus dem Bett, geschweige denn an den PC quälen würde –, für ein Verfahren also, das in der Tat mit Vermittlung nichts und auch nichts mit der Absicht einer Wahrnehmung und Formulierung von Veränderungen zu tun hat; dagegen

hen auf Unterschieden kindisch anmutende Praxis: Obwohl der Anschlag vom 11. September wie ein, um das verwerfliche Wort zu benutzen, ‚ganz anderer Diskurs‘, eine wie immer verwerfliche und in allen technischen Einzelheiten dem Gegner abgelassene antiimperialistische Tat wirkt, soll er ‚ein und derselbe Diskurs‘, nämlich eine antisemitische Tat sein, deren zentraleuropäische, deutsche Determination in allen ideologischen Einzelheiten bereits feststeht; man erkennt sie ja wieder und klopft beiläufig die abendländische, um nicht zu sagen deutsche Hegemonie fest, wenn nicht im Guten, dann wenigstens im Bösen. Der Preis, den die Theorie dafür bezahlt, dass sie die Oberhand bekommt, ist, dass sie „wahnwitzig“ wird: da die Wirklichkeit als wesentlich anders gesetzt wird, als sie erscheint, befinden wir uns ja längst mitten im Herzen der Metaphysik. Dann dürfen wir uns aber auch entweder gar nicht oder aber nur noch als Gläubige bzw., da die Materie so verzwickt und nicht verallgemeinerungsfähig ist, als Eingeweihte äußern; und wenn wir uns zu letzterem bereit finden, dann müssen wir uns auch damit abfinden, immer nur wenige zu sein (was ja persönlich schmeichelhaft sein mag, aber mit den Standards der Wahrheit wahrhaftig schwer zu vereinbaren ist).

Vor dem Vorwurf des Rückfalls in vorkantische Metaphysik, in esoterisches Wissen und theoretische Geheimbündelei bewahrt auch weder die Berufung auf die Marxsche Analyse des Fetischcharakters der Ware noch die auf Adornos Analyse des gesellschaftlichen Verblendungszusammenhangs. Ich würde vielmehr bestreiten, dass Marx und Adorno, indem sie eine verborgene Wahrheit ans Licht gezogen, diese in die Verborgenheit zurückgestoßen haben, und wenn doch, dann muss man sie eben nach ihren metaphysischen Momenten befragen. Ihr Befund formulierte ja durchaus das Offensichtliche, das lediglich einer subjektzentrierten Perspektive verborgen war – um das Offensichtliche zu sehen, hätte das Subjekt allerdings von sich absehen müssen! Heute bemüht sich die Gesellschaft mit aller Kraft, Adornos Diagnose den Vorwurfscharakter zu entziehen und ihre von ihm so genannte Verblendung als ein unproblematisches Verhalten ohne Referenzebene zu etablieren. Auch die theoretischen Nachfolger von Marx und Adorno sind von der verblendeten Gesellschaft mehr gezeichnet, als sie sich bewußt sind. Fasziniert von der Ohnmacht der Aufklärung, setzen sie die Wahrheit ins Geheimnis. Die Wahrheit kann nicht nur, sie *muss* jetzt verborgen sein, und sie ist nicht nur zufällig, sondern wesentlich verborgen.

Aufs Denken bezogen: seine Nähe zu Platonismus, Gnosis und Religion, zu Metaphysik und Manichäismus gilt, auch ohne dass diese Nähe näher bedacht wurde, als fraglos unproblematischer als eine mögliche Nähe, eine Kum-

panei mit den herrschenden Verhältnissen; vielleicht sogar als bedeutend! Nur, das ist bei der Sache der Pferdefuß, ist die Theorie wesentlich verantwortlich für sich selbst; für sich, und nicht für Moral, Politik oder Religion, trägt der Theoretiker gegenüber allen Nichttheoretikern die Verantwortung. Ob sie dagegen auf praktischem Gebiet Weisheit verkündet oder Unsinn verzapft, das kann in der Regel auch ein Nichttheoretiker mühelos erkennen. Die Theorie, wenn sie sich denn unbefangen metaphysisch gibt, müsste sich also unbedingt für die Implikationen der Metaphysik interessieren und keineswegs nur auf die gebührende Distanz zum herrschenden Bewusstsein achten. Mag ja sein, dass sie, sofern sie sich als Kritik versteht, gegenüber diesem Bewusstsein tatsächlich allmächtig ist: kann die Kritik sich doch zu den ungeheuerlichsten Urteilen versteigen und ist darin tatsächlich souverän. Als Theorie aber ist sie abhängig und klein (so übrigens, wie es der Sachverstand, Verstand im Dienst von Sachen und Sachverhalten, wäre). Hier ist jeder Begriff, den sie vollmundig gebraucht, größer als sie selbst; droht er doch mit Implikationen, das heißt aber mit dem geballten Kontext des gesellschaftlich Gedachten.

Keine guten Auspizien, nicht wahr, für den Größenwahn, zu dem wir als Theoretiker von der ersten Stunde unserer universitären Randexistenz an erzogen wurden; aber prima Auspizien für die Theorie!

Zu dem Vorwurf von Subsumtionslogik und Metaphysik müsste ich, was Deinen Umgang mit Auschwitz betrifft, den des Ursprungsmythos hinzufügen. Ich will mich ganz kurz fassen. Aus unseren Debatten weißt Du, dass ich der Überzeugung bin, dass von der Ermordung der europäischen Juden durch den deutschen NS-Staat, da sie eine genuin gesellschaftliche Praxis war, innerhalb der gesellschaftlichen Praxis kein Moment verloren gehen, sich, auf welche Weise auch immer, erledigen kann und dass deshalb, will das Denken sich nicht überhaupt marginalisieren, es selbst auch kein Moment davon vergessen oder zur Marginalie erklären darf. Das bedeutet aber nicht, dass man diesen Akt deutscher Barbarei – nicht zuletzt mittels jener winzigen Verschiebung vom historischen Akt zum mythologischen Ort, deren wir uns, wenn wir von „Auschwitz“ sprechen, in einer intrikaten Mischung aus Verkürzung und Beschwörung ständig schuldig machen und die aus einer mörderischen Tat eine Quelle von Sinn macht – zum Ursprungs- und Fluchtpunkt aller Überlegungen machen darf, von dem man alles ausgehen läßt und auf den man alles zurückführt, durch den man sich legitimieren läßt und von dem man sich vampiristisch ernährt. Auschwitz mittels der Gesellschaft zu erklären ist nicht dasselbe wie die Gesellschaft mittels Auschwitz zu erklären. Im ersteren Fall muss man die

Gesellschaft begreifen, sonst kann man Auschwitz mit ihr nicht erklären. Im letzteren Fall aber, und damit stellt sich dieser Ansatz als unhaltbar heraus, wird Auschwitz als selbst Unerklärliches aus dem Erklärungszusammenhang herausgenommen. Fortan wird es Erklärungen für anderes liefern – den 11. September zum Beispiel –; insofern es selbst aber erklärt wird, werden diese Erklärungen als Profanierung empfunden und zurückgewiesen, als Missachtung seiner ursprungsmythischen Macht.

Mir wäre erheblich wohler, ja ich wäre geradezu glücklich, wenn die von mir als solche empfundenen Sünden wider die theoretische Vernunft genau das wären, Sünden oder, wie ich es, wenn ich in besonders kruder Form oder gänzlich unvorbereitet darauf gestoßen werde, empfinde: ein mißbräuchlicher Umgang mit dem Denken. Wie gesagt, wenn es so wäre, wäre ich geradezu erleichtert. Es drängt sich mir aber, je mehr ich mich notgedrungenmaßen mit meinem Ärger über die Neuauflage der Golfkriegsdebatte in Gestalt der 11.-September-Debatte und über die Bekenntnisfreudigkeit der Intellektuellen auseinandersetze, der Eindruck auf, dass die von mir so bezeichneten Sünden wider den Geist in Wirklichkeit die Sündhaftigkeit des Geistes selbst sind. Der läßt sich, so scheint es mir, bald da, bald dorthin treiben, läßt sich durch je Einzelnes verführen – durch die wunderbare Festigkeit zum Beispiel, die ein radikalierter Standpunkt verleiht, die wunderbare Schuldlosigkeit. Er läßt sich freilich nicht dank seiner Schwäche verführen, vielmehr dank seiner Stärke, dank seines theoretischen Eigengewichts, das ihn, wie man will, zwingt oder ihm gestattet, sich selbst, das ihm immanente System, zur Geltung zu bringen, und das dafür sorgt, dass jede noch so schwachsinnige Entscheidung, wenn sie denn erst einmal ins theoretische System gebracht ist, das Ganze enthält und dieses wiederum seine eigenen Fehler ausbalanciert. Da bleibt vom gewaltigen Unterschied zwischen Ursprungsmythos und Vermittlung oder bestimmter Negation dann nicht viel mehr übrig, als dass dasselbe vom einen so und vom andern so gemacht wird; am Selben, das ja das gesellschaftliche Ganze ist und von der Theorie nicht erfunden wird, kann weder die eine noch die andere Position etwas ändern.

Wo läge also der Dissens?

Die Wut käme wie immer aus der Nähe. Sie rührte aus der Tatsache, dass wir, die jeweiligen Kontrahenten, mit ein und demselben beschäftigt sind (wobei hier das ‚Mit‘, die gesellschaftliche Reflexion, vielleicht entscheidender ist als das ‚Womit‘, die gesellschaftlichen Verhältnisse). Dadurch wären wir in die Position unmittelbarer Gegensätze gerückt und könnten uns, so wie wir es ja empfinden, gegenseitig nur auslöschen, im Grunde also auch gar nicht diskutieren. Da

dieser Gegensatz aber ein unmittelbarer Gegensatz ist (siehe Hegel), der mit Reflexion genau nichts zu tun hat, haftet der Konfrontation zugleich etwas Peinliches an, so als ginge es nicht bloß um theoretische, sondern zugleich um praktische, ja um private, und nicht um erwachsene, sondern um infantile Gegensätze. In deren Sinn wäre es aber, wenn man aufhörte, sich bloß theoretisch zu bekämpfen, und sich endlich auch praktisch an die Gurgel ginge. Genau das aber wäre peinlich, wenn auch dem Affekt angemessen. Die beständige sekundäre Verarbeitung des unmittelbaren Gegensatzes und des ihm zugehörigen Affekts ist sicherlich die psychologische Quelle von „Wahnwitz“.

Der Dissens aber käme aus der Verschiedenheit. Auch wenn man den Eindruck hat, dass jetzt wie seinerzeit schon beim Golfkrieg in vielen Fällen Solidarität aufgekündigt wird und intellektuelle Freundschaften begraben werden, das ‚Tischtuch‘ also ‚zerschnitten‘ wird, so ist im Gegenteil der Schluß zu ziehen, dass der manifeste Konflikt, das rituelle Zerschneiden, die eigentliche Webart des Tischtuchs ist: Genötigt sei’s von der Dramatik der Verhältnisse, sei’s von der durch sie bewirkten Wahrnehmung der eigenen Marginalität geben es die Intellektuellen auf, zufällig und gleichgültig, auch in illusionärer Harmonie nebeneinanderher zu existieren. Sie treten entschlossen zusammen, um in diesem

Moment und allererst dadurch zu erkennen, wie verschieden sie sind. Es ist der Augenblick, wo sie feststellen könnten: wir haben ja gar nichts miteinander zu tun! Stattdessen sagen sie ausführlich einer zum andern: halt’s Maul. Offenbar ist die Gemeinsamkeit unserer heutigen deprivierten intellektuellen Existenz größer und zwingender als die jeweilige intellektuelle Verschiedenheit, die es uns ermöglichen würde auseinanderzutreten. Sie, die Gemeinsamkeit, in unmittelbaren Auseinandersetzungen auszudrücken, die auf Auslöschung zielen, scheint daher das vorrangige Bedürfnis.

Herzliche Grüße nach Wien!

Ilse Bindseil, Berlin, den 21.12.01

Anmerkungen zu Gerhard Scheit „Kosovo und Auschwitz“ (Streifzüge 2/2001)

von Ilse Bindseil

Dem kategorischen Imperativ [Adornos] gemäß wäre aber die Universalisierung als eine zweiseitige Befreiung von Auschwitz zu denken, eine, die zwar das Massenmorden beendet hat, aber zugleich die Voraussetzungen dafür bewahrt, dass es sich wiederholen kann. Dem Imperativ gemäß zu denken hieße: jeder Zeit damit zu rechnen, dass die Einheit von Universalisierung und Sonderform ein neues Auschwitz hervorbringt.“

Damit ich vom ersten Satz einen Weg zum zweiten finde, muss ich zum einen das von Adorno und zum andern das von mir Gemeinte an jeweils einem Punkt klarstellen bzw. ergänzen. Adornos kategorischer Imperativ bezieht sich auf das Tun: „... alles zu tun, damit Auschwitz nicht sich wiederhole.“ Er bezieht sich nicht auf das Begreifen von Auschwitz; vielleicht, möchte ich behaupten, bezieht Adorno sich hier bewusst nicht aufs Begreifen, weil der Imperativ die durch ihn suggerierte Bedingung der Möglichkeit einer richtigen Praxis nur durch ein gewisses Nichtbegreifen überhaupt aufrechterhalten kann. Als Imperativ sagt er ja: Was auch immer sonst der Fall sein mag, das hier, dies Herausisolierte – also unerkennbar Gemachte – wollen wir verhindern!

Was mich betrifft: Die Universalisierung, die von Auschwitz zweiseitig befreit hat, hat die Voraussetzungen für ein neues Auschwitz nicht bewahrt, sondern neu geschaffen: als jene symbiotische „Einheit von Universalisierung und Sonderform“, zu der die äußerliche Konstellation, in der die universalistischen Befreier von Auschwitz letzterem als der extremsten Form des deutschen Sonderwegs gegenüberstanden, gediehen ist. Innerhalb dieser Einheit sind die verfolgten Menschenrechte zugleich die verfolgenden Menschenrechte, die Schwachen, um deretwillen man eingreift, dank einer wunder-

samen Verdoppelung, die das Signum der modernen Eingreifsituationen ist, zugleich die Starken. Hunderttausendmal ist diese Verdoppelung in den Vernichtungslagern erträumt worden, oder, um ehrlich zu sein: zumindest niemand von denen, die sich in die Dokumente und Zeugnisse über die Vernichtungslager hineingedacht haben, hat umhin gekonnt, von dieser Verdoppelung zu träumen. Die Realität, die die Erfüllung des Wunsches gewährt, die das Böse als besiegbare, das Unbeherrschbare als beherrschbar vorführt, ist freilich selbst unbeherrschbar und böse.

Das hört bei der kalauerhaften – nicht nur phantasievoll ausdenkenden, sondern faktisch zu beobachtenden – Zuspitzung auf, dass, wer sich auf die Nato bezieht, dies durch ein Szenario bewerkstelligt, das dem durch die zivilisatorische Verarbeitung von Auschwitz geschaffenen Schema möglichst nahe kommt und die im antinazistischen Unterricht eingeübten Reflexe auslöst; siehe Afghanistan. Das Trauma, das zum Ausstieg führte – dergestalt, dass man sagte: Nie wieder! –, wird so zur Einstiegsdroge. Was folgt, ist die wirkliche Geschichte, eingesperrt in den Versuch, wieder auszusteigen. Allenfalls der reflexive Schlußpunkt – „Wären wir doch nie eingestiegen!“ – hat wieder einen Bezug zur Phantasie.

Es fängt aber an – die kalauerhafte Gegenwart lehrt es – bei den universalistischen Momenten des deutschen Sonderwegs selbst. Die fixe deutsche Idee, das Judentum auszurotten, enthielt und entwickelte universalistische Momente der Identifizierung und Verfolgung, die dem antisemitischen Unsinn, das ausgemacht Besondere, folglich Auszusondernde sei das Weltjudentum, zur Wirklichkeit verhalfen. Was der zivilisierte Universalismus heute mit Befriedigung konstatiert, dass kein Übeltäter sich mehr in Sicherheit wie-

gen kann, das hat der deutsche Sonderweg an den Juden exekutiert. An der westeuropäischen NS-Geschichte, die, anders als die osteuropäische, im westdeutschen Bewußtsein Spuren hinterlassen hat, ist vielleicht nichts so traumatisch wie das Schicksal jener in vermeintlich sichere Länder entflohenen Juden, die vom deutschen Nazismus eingeholt wurden, nach dem Motto: wir vergessen niemanden, und wir kriegen alle. Es ist undenkbar, dass ein solches Motto sich von seinen eigenen Bestimmungen emanzipiert. Seine Antagonisten wären allenfalls Vergeßlichkeit und Schlamperei, nicht jedenfalls die jeweils richtige Bestimmung des Bösen.

Als der Universalismus – in der brüchigen Gestalt, die damals die atlantischen Mächte und die Sowjetunion zu Alliierten machte – Auschwitz befreite, hatte er wie gesagt die teuflischste Verkörperung des deutschen Sonderwegs vor sich. Geblendet von dem, was er sah, geblendet zweifellos auch vom Wunder der „Alliierung“, übersah er das Universalistische im Besonderen. In der systematischen Ausschaltung des Vernichtungsapparats, dem Export des know how und der Täter, der Umwertung der Zurückbleibenden an der Frontlinie zum kommunistischen Gegner, wurde das wahrhaft Universale der deutschen Besonderheit praktisch, freilich nicht theoretisch begriffen. Nicht die subversive Verfolgung deutscher Sonderinteressen im Schutz des Universalismus, sondern die Tatsache, dass der deutsche Sonderweg bereits dank seines eigenen Universalismus ein integraler Teil des letzteren ist, ist der entscheidende Grund dafür, dass wir, auch wenn wir gar nichts begreifen, schon die Ankündigung, die Menschenrechte verteidigen zu wollen, heute als eigentümlich bedrohlich empfinden, so als wäre die Substanz, um die es da geht, regelrecht vergiftet.

Auf dem Minenfeld

VIER VERSUCHE EINER BESCHREIBUNG, ABER AUCH EINER ENTSCHÄRFUNG VON KNALLKÖRPERN

von Franz Schandl

Gerüchten zufolge soll die Trennung in der alten *Streifzüge*-Redaktion auch damit zu tun haben, dass es dem neuformierten *Kritische Kreis* eigentlich darum geht, missliebige Themen auszuklammern, konkret die Frage des Antisemitismus ganz einfach zu entsorgen. Dass dem nicht so ist, demonstriert auch diese Nummer. Wogegen wir uns allerdings entschieden wenden, ist, hier einen klassischen Hauptwiderspruch zu konstruieren und diesen in monomanischem Suchtverhalten abzuhandeln.

Die Linke, Israel und der Antisemitismus, das ist nicht nur ein schwieriges Thema, sondern oft ein geradezu unmögliches, oder besser noch ein *verunmöglichtes*. Was hierzulande zumindest in den sensibleren Segmenten vorherrscht, ist das schlechte Gewissen, das unterschiedlich „aufgelöst“ wird. Meinen die einen, dies sei eine Frage wie jede andere, meinen andere, dies sei eine Frage, die überhaupt mit keiner anderen verglichen werden darf. Bagatellisieren die einen, so dramatisieren die anderen. Aber auch jene, die hauptsächlich schweigen oder sich größtenteils zurücknehmen (wozu wir uns zählen würden) bleiben in einem unglücklichen Bewusstsein der Beunruhigung stecken.

Keine andere Frage ist so belastet wie diese. Man kommt sich vor, als liefe man durch ein Minenfeld. Nie kann man sicher sein, dass nicht etwas explodiert. Auf dem Minenfeld kann nämlich jeder Schritt ein „Fehltritt“ sein, und zwar einer mit unabsehbaren Folgen. Verdrängung wie Übertreibung dominieren die Debatte. Das Dilemma scheint zu sein, dass kein richtiger Ton gefunden werden kann, dass alles irgendwie falsch klingt. Angesagt wäre ein vorsichtig agierendes Räumungskommando. Eine umsichtige Debatte über Verminung und Entminung, eine Auseinandersetzung, die sich nicht in den obligaten Bezeichnung- und Zurückweisungsritualen erschöpft. Doch ist das unter diesen beklemmenden Zuständen leistbar? Leben wir nicht in Zeiten, wo die allermeisten Kontrahenten – sei es der reelle Konflikt im Nahen Osten, seien es die hiesigen Parteigänger – sich allesamt weniger als Entminungsdienst empfehlen, sondern als Magazineure der Eskalation?

1. Ideeller Treibhauseffekt

In der Abschiedsnummer des FAUST (00.02) schreibt Ralf Oberndörfer in einer Rezension des Bandes „Ein deutscher Krieg“ von Tjark Kunstreich (Bahamas): „Das Entlarven von ‚Antisemitismus‘ hat im Moment als linkes

Gesellschaftsspiel einen Stellenwert, der an das Entlarven von „Sexismus“ in den achtziger Jahren heranreicht. Wer also flott formulierte Totschlagargumente braucht, soll das Buch lesen. Bedauerlich ist allerdings die Tatsache, dass es von *ça ira* in Freiburg veröffentlicht wurde. Dort erschien vor zehn Jahren jenes Heft von *Kritik&Krise*, das wesentlich dazu beitrug, eine kritische Auseinandersetzung über Antisemitismus und die linke Liebe zum Volk in Gang zu bringen. 1995/1996 – nach einigen guten Texten zum „Supergedenkjahr“ – wurde die antideutsche Kritik zur Pose und hat in Kunstreich jetzt einen ihrer lärmigsten Protagonisten gefunden. Wenn man die Auseinandersetzung über Geschichtspolitik nicht in Form von geschichtsphilosophischer Folklore führen will, braucht es eine Position, die die Selbstgerechtigkeit der Berliner Republik ebenso meidet wie das stille Einverständnis mit sich selbst in antideutschen Wärmestuben.“

In den Wärmestuben geht es heiss zu. Die Übung, doch irgend jemanden des Antisemitismus zu zeihen ist für manche die elementare Nahrung ihrer intellektuellen Existenz geworden. Die monothematische Reduktion hat in antideutschen Sektoren mittlerweile manische Züge angenommen. Jenen, die immer von pathischen Projektionen anderer reden, ist entgangen, dass sie selbst Fälle für die Pathologie geworden sind. Die panische Selbstinszenierung schreit stets: Entlarven! Denunzieren! Kujonieren! Aber was sollen diese Imperative bewirken, ausser eine atmosphärische Überhitzung, eine Art ideellen Treibhauseffekt? Oder ist das gar das Ziel?

Zweifellos ist es wichtig, die Dimensionen des Antisemitismus in der bürgerlichen Gesellschaft aufzuzeigen, insbesondere in Deutschland und Österreich. Wir teilen diese Intention völlig – so gesehen ist die alte *Streifzüge*-Redaktion alles andere als ein historischer Zufall gewesen –, nicht aber teilen wir, was sich in den letzten Jahren an antideutscher Scharfmacherei dort entwickelt und durchgesetzt hat. Im Gegenteil, wir glauben, dass diese Intention inzwischen von den selbsternannten Hauptbetreibern selbst destruiert wird. Was bleibt, ist das Abspulen von dunklen Formeln, die stets in neuen Bezeichnungen ihren Ausdruck finden.

Was sich offenbart, ist geradewegs eine Lust auf Antisemitismus, selbstverständlich negativ gewendet. Ihr seltsames Glück finden die antisemitischen Fallensteller dann, wenn in die Fallgruben (besonders beliebt sind hier die unse-

ligen Internetdiskussionen) des öfteren der eine oder andere Linke reinfällt – manchmal zurecht, manchmal unabsichtlich, manchmal aus purer Dummheit. Das „pädagogische“ Instrument der Fallensteller ist der Pranger. Die öffentliche Brandmarkung ist obligat. Der Tendenz nach kann alles überfallen werden, was nicht so erscheint wie man sich selbst erscheint. Es ist ein inquisitorisches Spiel in einem antideutschen Spukschloss, eines von der Sorte, mit der schon die K-Gruppen in einem Ritual der Abschreckung ihren Minimundus zerstört haben. Was wir erleben, ist eine Neuauflage. Eine Farce der Farce.

Man lese nur den von Café Critique geposteten wunderbar grobschlächtigen Text, mit dem zu einem „Antideutschen Kongress“ nach Freiburg aufgerufen wird. Das „Jetzt erst recht!“-Hardcore-Antideutschtum spürt, dass jeder kleine Rückzieher den ideologischen Bau zusammenstürzen lassen würde. Zuspitzung und Einschwörung sind daher angesagt, sie sind auch das fiktive Kapital dieser extremistisch gewordenen Strömungen. Am Abgrund stehend, verheißt es das gelobte Land, ja noch im Fallen verkündet es das wunderbare Gefühl des Schwebens in höheren Sphären. Nach dem Aufprall ist freilich keine Revision mehr möglich.

Was ziemlich nervt, ist, dass es wieder einmal zu einer fast klassischen Kindergartenkaderakkumulation kommt, wo vor allem zum rechten Glauben strebende Youngsters in apostolischem Eifer ihre Selbstabschaffung als Gesellschaftskritiker zelebrieren. Dazu „Bravo“ zu sagen, wäre allerdings zynisch. Letztlich ist es ein trauriges Kapitel, wenn eine an sich unterstützenswerte Regung mit relativ hoher inhaltlicher Substanz sich so verstümmelt. Wenn man sich etwa die bequemen Reaktionen in traditionslinken Blättern anschaut, dann sind die regelrecht dankbar für die Durchgeknalltheit antideutscher Splitter. Da kann man sich billig abputzen. In Zeiten, wo alles immer verrückter wird, und viele Subjekte demgemäß immer irrer werden, darf auch die Linke nicht fehlen.

2. Bedingungslose Solidaritäten?

Zweifellos musste der unerträgliche Vergleich israelischer Besatzungspolitik mit nationalsozialistischer Vernichtungspolitik Gegenstand heftiger Attacken werden. Wer daraus jedoch den Schluss zieht, die wirklichen Nazis wären fortan Arafat und das „palästinensische Vernichtungs-kollektiv“, ersetzt eine Ungeheuerlichkeit nur

durch eine andere. Die Nazi-Bezeichnung kann ja nur dazu aufrufen, die feindliche Seite endgültig niederzuwerfen und zu erledigen. Denn mit Nazis kann und darf man sich nicht arrangieren. In der Logik müssen die einen für die Abschaffung des „imperialistischen Bollwerks im Nahen Osten“, also die Eliminierung des Staates Israel eintreten, wie die anderen die endgültige Einverleibung der besetzten Gebiete fordern müssen, d.h. die restlose Zerschlagung von Autonomiebehörde und die Abschaffung aller Ansprüche und Begehrlichkeiten der Palästinenser. Was wollen die Antimps? – Den jüdischen Staat auslöschen? Und was wollen die Antideutschen? – Ramallah wie Dresden bombardieren, damit endlich Ruhe ist?

Manchmal hat man wirklich das Gefühl als seien Antideutsche nur gewendete Antiimperialisten. Einige sind das auch tatsächlich. Vielfach wurde einfach das Palästinenser-Tuch gegen die israelische Flagge ausgetauscht. Wie sich Worte und Bilder doch gleichen. Was sie Antideutschen vermögen, können die Antiimperialisten schon lange. Je extremer die Parteiergreifung, desto bedingungsloser die Unterstützung. Nicht nur der Herostratentrupp der Bahamas fühlt sich bedingungslos verpflichtet (siehe Streifzüge 3/01), ebenso gilt das für gewisse Antiimperialisten: „Auf der Seite der Unterdrückten, bedingungslos!“, heisst der Titel eines Diskussionsbeitrages der Wiener Antiimperialistischen Koordination (AIK) vom 19. Februar.

Eine *bedingungslose Solidarität*, sei's mit Israel, sei's mit den Palästinensern, können nur jene ausrufen, deren Horizont sich von allen Bedingungen losgelöst hat. Das ist ein Standpunkt, der gar nicht mehr wissen will, wofür er weshalb steht, dafür aber umso frenetischer glaubt. Er ist in der Theologie gelandet, Stärke versteht sich als Inbrunst identitätsbesoffener Parteilichkeit. Antimps wie Antideutsche sind fanatische Parteigänger, die sich freilich in ihrem Gegenüber nicht erkennen wollen. Ihre gemeinsame Mentalität ist die des Schützengrabens.

Vielleicht wäre es nützlich, Antimps und Antideutsche mit Spielzeuggewehren und Bombenattrappen auszurüsten, damit sie ihre aufgestauten Gefühle mal so richtig aneinander abreakieren können. Dabei dürfen die einen dann lautstark „Antisemitisches Pogrom“ skandieren, und die anderen die „imperialistische Invasion“ geisseln. Und wenn das nicht reicht, könnte man sie auf diesem Holodeck auch noch auf eine virtuelle Zeitreise schicken.

3. Gretchen und der Palästinenserstaat

„Sharon und Arafat sind fürchterliche Präsidenten“, schreibt der israelische Schriftsteller Amos Oz. „Israelis wie Araber verdienen eine bessere politische Führung. Aber die öffentliche Meinung in Europa sollte Empathie für beide Konfliktparteien aufbringen. Denn eine Lösung des

Problems wird für beide Seiten sehr schmerzhaft sein. Und es gibt nur die Zwei-Staaten-Lösung. Die israelische Besetzung von Westbank und Gaza-Streifen muss beendet werden, heute noch, besser gestern. Auch ohne Frieden. Es gibt für Israel keinen Grund, das Leben der Palästinenser zu kontrollieren. Trotzdem bin ich nicht sicher, ob palästinensische Fundamentalisten Israel in Ruhe lassen, wenn es die Besetzung beendet: Sie wollen, dass die Juden zur Hölle fahren. Wir sollen nicht nur Gaza und Westjordanland verlassen, wir sollen uns auflösen. (...) Das deutsche Publikum muss verstehen, dass dies ein tragischer Konflikt zwischen zwei Parteien ist, die beide Recht haben.“ (Freitag 7, 8. Februar 2002)

Und was sagt Moshe Zuckermann, der Leiter des Instituts für deutsche Geschichte in Tel Aviv? „Ich glaube, sofern die Motive nicht durch sachfremde Inhalte zu sehr aufgeladen werden, könnte eine Solidarität mit den Palästinensern, die sich dabei nicht in Gewaltphantasien gegenüber dem Staat Israel ergeht, und eine angemessene Kritik an Israel möglich sein. Meine Erfahrung mit der deutschen Linken in den letzten Wochen ist, dass sie sich – von einigen Ausnahmen abgesehen – als hierzu nicht fähig erwiesen hat. Stattdessen polarisiert sie und sieht den Konflikt in einem manichäischen Entweder-Oder.“ (Konkret 3/2001)

Zur Zeit drängt vieles in Richtung rigider Trennung. Was aber auch meint: Gegenseitige Anerkennung und Garantie. Ob das mit den Führungen unter Sharon einerseits und Arafat andererseits möglich ist, muss jedoch bezweifelt werden. Die aktuellen Bewusstseinsstrukturen und Gegebenheiten – der völkerkerkersprengende Kommunismus ist ja nicht in Sicht – werden zumindest in einem halbwegs positiven Szenario auf ein prekäres und fragiles Zwei-Staaten-Modell hinauslaufen. Wenn sich wo alle relevanten Kräfte einig sind, von Sharon bis Arafat, von den USA bis zu den arabischen Ländern, dann hier. Das mag man nun für unbefriedigend halten. Wahrscheinlich ist auch ein palästinensischer Staat eine Karikatur eines solchen, halbwegs existenzfähig nur als ein Zuschussprojekt der EU und bestimmter arabischer Staaten, geschüttelt von inneren Konflikten, die alles andere als eine freundliche Verlaufsform vermuten lassen. Der Kleinkrieg mit Israel kaschiert da vieles.

Was anstünde, ist ein fauler Kompromiss, denn die Kompromisslosigkeit ist um vieles schlimmer. Unmittelbares Ziel ist, dass Mord und Zerstörung aufhören oder gemindert werden. Die spannende Frage ist, wie groß denn der palästinensische Staatsgebiet sein darf. Sharon will lediglich 43% der 1967 besetzten Gebiete zurückgeben. Das hält die Gegenseite für inakzeptabel. Ob Sharon nun deswegen gar ein Antisemit ist oder nicht, ein besonders gefährlicher oder nur ein verblendeter oder aber ein geschickter Taktiker, der Arafat über den Tisch zieht, diese Fra-

gen überlassen wir gern den antideutschen Aufklärungsregimentern. Rechts von Sharon, so will es die historische Groteske, die alles andere als eine Humoreske ist, stehen neben jüdischen Siedlern und Sekten jedenfalls nur die antideutschen Deutschen in den Nachfolgestaaten des Dritten Reiches.

Die antideutsche Gretchenfrage, ob man für einen palästinensischen Staat ist oder nicht, ist ungefähr so dumm wie diese mit „Ja“ oder „Nein“ zu beantworten. Zumindest wenn es sich um metropolitane Linke oder gar Wertkritiker handelt. Wie sich die Wertkritik der unmittelbaren Realität nicht unterwerfen darf, so darf sie doch ihre Wirklichkeit nicht verdrängen. Wenn man dagegen ist, schlechte Luft zu atmen, wird man doch niemandem empfehlen, das Atmen einzustellen. Im Notfall wird man gar schimmeliges Brot essen. Dass die Kritik des Staates nicht unmittelbar zur praktischen Anwendung gerät, müsste ja selbst den hartgesottensten Staatskritikern auffallen. Dass die Menschen zwischendurch auch im falschen Leben erträglich leben wollen (und eben nicht nur die westlichen Kriegsgewinnler!), sollte anerkannt werden, ohne die spezifischen Prägungen und Begrenzungen dieser Wünsche zu ignorieren. Ernsthafte Kritiker des Staates treten ja auch nicht hic et nunc für die Abschaffung staatlicher Transferleistungen ein. Oder haben wir da was überlesen?

4. Antiantisemitische Halluzinationen

Dass jetzt die israelische Friedensbewegung wieder Zulauf erhält, wird die Antideutschen ziemlich wurmen. Wahrscheinlich ist das auf antisemitische Einflüsse in Israel selbst zurückzuführen, möglicherweise handelt es sich um die fünfte Kolonne Deutschlands im Nahen Osten. Dass jetzt sogar Armeeangehörige den Dienst in den besetzten Gebieten verweigern, ist ebenso deutschem Druck geschuldet. Vielleicht hat Rudi Scharping sie gezwungen. Dass der palästinensische Intellektuelle Edward Said zur Zusammenarbeit mit dem israelischen Widerstand gegen die israelische Besetzung aufruft, kann nur einem besonders gefinkelten Schachzug einer antijüdischen Weltverschwörung entspringen.

Die Forderung der israelischen Friedensbewegung „Raus aus den besetzten Gebieten“, würde der Bund deutscher Likud-Buben (BDLB) wohl als Appeasement gegenüber dem antisemitischen Vernichtungskollektiv sehen. Denn nur so kann das betrachtet werden. Denn die weltweite Intifada ist überall, eine einzigartige Bedrohung der nun zu verteidigenden Zivilisation, vom Pentagon bis zu den Veranstaltungen des Café Critique. Davor darf man nicht in die Knie gehen, und wenn das nun gar Juden tun, dann sind sie von antideutschen Deutschen zurechtzuweisen und gegebenenfalls als Antisemiten zu outen. Denn nur Deutsche wissen, was ein Jude ist und was er zu tun und zu unterlassen hat.

Was Israel betrifft, herrscht im antideutschen Spektrum die reine Beschönigung. Es ist eine schwärmerische Liebe, über die selbst das Objekt des Begehrens regelmäßig den Kopf schüttelt. Dafür wird jeder Kritik an der Politik des offiziellen Israel direkt oder indirekt unterstellt, die Juden entweder ins Meer oder in die Gaskammern treiben zu wollen. Aus Indizien, die nicht immer nur falsch sind, basteln sie sich einen Popanz, der alle anderen explizit oder implizit einem Generalverdacht aussetzt. Es ist gerade die Ungeheuerlichkeit eines Vorwurfs, der diesen selbst immunisiert. Ja, er muss nicht einmal ausdrücklich geäußert werden. Oft reicht da die Schwingung. Es läuft nach der Devise: Irgendwas wird schon dran sein, denn sonst wür-

den sie es ja nicht sagen. Die notwendige Kritik der linksliberalen „political correctness“ hat nicht dazu geführt, dass man diese Belästigung zurückweist, sondern dazu, deren Kriterien noch rigider zu formulieren. Das stereotype Einfordern von bestimmten Aussagen gleich Fürbitten ist absolut kontraproduktiv, es will nicht Diskussion, sondern Sanktion. Der *Anti-antisemitismus* antideutscher Prägung wird immer mehr zu einem Projekt, der einem gewissen Segment die mit radikalen Worten getarnte Rückkehr in den bürgerlichen Mutterschoß, spricht: Zivilisation, erlaubt. Zu deren Verteidigung ist man auch bereits brav am Appellplatz angetreten. An Eifer und Lautstärke will man dort jetzt alle anderen übertrumpfen.

Die antideutsche Ideologie versteht sich mehr auf die Andacht als auf das Denken. Sie transzendiert sich immer mehr in ein religiöses Phänomen. Bahamas und ISF können inzwischen wahrlich als inquisitorischer Doppelorden der Ohnmacht gelten. Was uns als Verdunkelung gilt, gilt dort als Erleuchtung. Nun, was wollen die antideutschen Freunde darauf sagen? Wahrscheinlich werden sie bei Horkheimer/Adorno nachschlagen: „Der Schein hat sich so konzentriert, daß ihn zu durchschauen objektiv den Charakter der Halluzination gewinnt.“ (Dialektik der Aufklärung, Adorno, Gesammelte Schriften 3, S. 231) Das ist zweifellos richtig, nur daraus ist keineswegs zu folgern, dass jede Halluzination schon eine Erkenntnis darstellt.

„Leben im Sterben“¹

von Heinz Blaha

„Mit der Masse der Gegenstände wächst daher das Reich der fremden Wesen, denen der Mensch unterjocht ist, und jedes neue Produkt ist eine neue Potenz des wechselseitigen Betrugs und der wechselseitigen Ausplünderung.“ (Karl Marx)

Wie gewöhnlich erstürmte sich der Herbst an jenem unseligen 11. Tag im September seine Kreise mit den Blättern im Wind. Die Tage sind merkbar kurz geworden, bevor die Dunkelheit der Nacht als Bedrückung einer besinnlichen Zeit die Menschen streifte. Die verordnete und wertbestimmte Trauer nach dem Kamikaze-Überfall auf das Imperium war knapp vor Allerheiligen und ordnete sich ein zur jährlichen Erinnerung an den „sterbenden Geist“, der als Inkarnation der Warenproduktion als ewig erachtet werden soll. Der Zeitpunkt ist passend und es verspricht die Tradition der räuberischen Wertegemeinschaft, einmal im Jahr an den Tod zu erinnern. Schließlich ist es die Betroffenheit personifizierter Warenkörper, welche in ihrer reflektionslosen Ungesellschaftlichkeit an das tierische Recht des Stärkeren erinnern.

Die betroffenen Hüter im Zentrum des fetischistischen „Wertes“ sind rückwärtsgewandt angeschlagen und treffen im Rundumschlag, mit aller potenzierten Wucht, das Fremde, das Wertlose, den un-identifizierbaren lebendigen Toten.

Das unendliche Leben als Materie gilt für alle Beteiligten, obgleich das Endliche in unerträglicher Seligkeit zu erdulden, angemaßt wird. Die Größe des Sterbens beginnt erst mit der einbrechenden Dämmerung des Lebens greifbar zu werden. Im gleißenden Scheinwerferlicht des Warenuniversums dämmert es anscheinend nie.

Durchaus schmerzt der Abgang eines trauten Menschen oder bleiben Verstorbenen in persön-

licher Erinnerung. Doch um an Geliebte oder weniger geliebte verstorbene Menschen zu denken, bedarf es eigentlich keinerlei Rituale. Das Spiel ist freilich eines, bei dem die bürgerliche Affirmation irgendwann aus der Rolle des Zuschauers in die des Sterbenden wechseln muss. „Der Tod scheint als ein harter Sieg der Gattung über das bestimmte Individuum und ihrer Einheit zu widersprechen; aber das bestimmte Individuum ist nur ein bestimmtes Gattungswesen, als solches eben sterblich, schreibt Marx in „ökonomisch-philosophische Manuskripte“ (1848).²

Der Aberglaube bezieht seine siechende Kraft aus der Vorstellung ewigen Lebens, das erleichtert die Handlungen der werttreuen Geselligkeit. „Andauernde Freiheit“ und „Unendliche Gerechtigkeit“ ist das Logo der Wertverwertung.

Während die personale Unverträglichkeit der Verdinglichung eine psychosoziale Gesamtklinik in den Zentren produziert, wird mittels eines „aufgeklärten“ freien Willens und in selbtherrlicher Verblendung das Leid der peripher Getroffenen wertlos! Kollateralschäden oder schwarze Schafe der Menschheit, ein Abbuchungsposten wie er im Buche der Betriebswirtschaftslehre abgedruckt und durchgesetzt wird.

Die Schizophrenie in der Affirmation des Abstrakten ist in ihrer Glückseligkeit als fiktive Sicherheit des positiven Denkens zu bemerken, denn wenn das Geschehen nicht so funktioniert wie es sollte, gibt es für alle religiösen Seiten das Beruhigungsmittel, den hoffnungsvollen Glauben ein zweites Leben als „Joker“ im Hemdsärmel zu besitzen. Funktionseliten und ihre Apologeten verkünden das Ende der Geschichte (F.

Fukuyama) als unendliches Leben und Sicherheit vor dem Tod bei ewiger Warenproduktion.

In der säkularisierten Religion des Warenfetisch bewirkt, einer „negativen Dialektik der Aufklärung“ folgend, der abstrakte Selbsthass ein unfreiwilliges „Showdown“ der Macht. Das Aufdecken der Karten ist nicht vermeidbar, doch Kulturindustrie und Theorielosigkeit bieten die idealistische Möglichkeit in der propagierten Rechtfertigung des Selbstbetrugs, ewiges Leben im Tauschakt aufrecht erhalten zu können. Kompensatorisch dazu entwickeln sich Hybris und Todestrieb kapitalistischer Vernunft, die epidemisch grassierende „Sucht der Selbstzerstörung“, um *vice versa* das verdinglichte aufgeklärte und sozial unterentwickelte „Selbst“ durch ein imaginiertes und atomisiertes „Ich im Wir“, zu ersetzen. Die „Ware“ Mensch normt sich als verinnerlichte „Ich-AG“ zur wertstützenden Maschenfigur der Selbstzerstörung.

Der Rettungsanker schwelgt in der angstvollen Hoffnung, im nächsten Leben alles anders machen zu können. Was das natürliche „was“ sein soll, erstickt sich schon bei der geringsten Nachfrage. Das ist ebenso die sinnlose Hoffnung und der Antrieb biologistischer Tendenzen, dass Kinder an die Macht(!) kommen sollen, um es besser zu machen. Weshalb auch? Unverständene „Schuld abladen“ wäre ebenfalls angebracht und ehrlicher.

Warum sollten die „Youngsters ohne Geschichte“³ irgend etwas besser machen, sie machen bewußtlos das Beste daraus und zementieren damit das Geschehen. Warum sollte ein kreatürliches Verhalten auch Staunen hervorrufen?

Die fiebernden Attentäter des 11. Septembers, sind ebenso universale wie auch historische

Gegebenheit postmoderner Existenzen, welchen der konkrete Gedanken fehlt, der erst einmal zu abstrahieren ist.

Doch davor herrscht Angst und dies zu über-tönen ist Sinn und Selbstzweck der „Gesellschaft des Spektakels“, in „der die kapitalistische Produktion den Raum vereinheitlicht und den keine äußeren Gesellschaften mehr begrenzen können.“⁴ Die demokratischen Krokodilstränen nach dem Kamikaziüberfall auf die USA waren ausgesprochen spektakulär wie die Tat selbst und einfache Gemüter lassen sich beeindrucken. Daraufhin marschierte der akkumulierte Marktwirtschaftsfundamentalismus, allen voran die USA als „Muschahidins des Werts“⁵ mit Bomben und Tod los, um das Böse zu vernichten. Im Gegensatz dazu schleichen sich flächendeckend Brosamen vorhandener Lockstoffe der Warenwirtschaft, wie Jeans und Lippenstift als „endlose Gerechtigkeit“, in die ausgemergelten Gestalten. Das wird der „Bevölkerung“ kaum Auftrieb geben. Die Kulturindustrie ist schrankelos in ihrer peinlichen Durchdringung des globalen Marktes und es ist bezeichnend, dass Video-Shops als erstes in Kabul ihre Pforten öffneten. Es klingt schon seltsam, wenn zwei Weltreligionen, welche „Frieden“ als letztes Ziel beanspruchen, diesen um jeden Preis erringen wollen und es ist passend Marx ein zweitesmal zu Wort kommen zu lassen: „Das religiöse Elend ist in einem der Ausdruck des wirklichen Elendes und in einem die Protest(a)ktion gegen das wirkliche Elend. Die Religion ist der Seufzer der bedrängten Kreatur, das Gemüt einer herzlosen Welt, wie sie der Geist geistloser Zustände ist. Sie ist das Opium des Volkes.“⁶ Sie ist das verdinglichte Selbstwertgefühl der gläubigen und ungläubigen Menschen, welche nicht zu sich kommen und deshalb außer sich sind.

Aus früheren Freunden wurden Feinde, doch worüber reden, wenn beide das Selbe möchten und am Ende die Macht entscheidet. Schnell sind die Fronten klar unter Freunden, doch werden gewisse Feinheiten beachtet. Die saudiarabischen Muslims, welche ebenso schnell die Hände abhacken und Frauen steinigen, unterscheiden sich jedoch gründlich. „Der Taliban will kein Geld verdienen“, rotzte der geladene Bush ins Mikrofon und das entspricht einem Todesurteil. Das Marktgesetz wirkt mit seiner ehernen Faust. Wogegen mit dem „guten“ Moslem das Geschäft läuft. UHBP war der erste Freund, der auftauchte und die potentiellen Geschäftsfreunde in ihren Palästen hofierte. Räuber bleiben sie allemal und wer die Welt mit den Augen des Plünderers betrachtet, kann vor sich und den Menschen keine Achtung haben.

Ein junger Mann ging zu Kriegsbeginn in Stuttgart mit einer Tafel auf die Straße. Darauf schrieb er: „Nur eine gerechte Weltwirtschaft gräbt dem Terror das Wasser ab.“ Die leise vernünftige Stimme freute sich, viel Zustimmung

erhalten zu haben. Es gibt jedoch keine gerechte Weltwirtschaft unter den Prämissen Arbeit, Ware, Geld, Markt, Staat und anderen alltäglichen Zumutungen der Wertverwertung und wenn die Gerechtigkeit eben so gerecht ist, wie sie ist, dann ist sie auf jeden Fall marktgerecht.

Hinter dem Donnerlärm der Kriegsmaschinerie maskiert sich das bürgerliche Subjekt, welches mit einer Zwiebel zu vergleichen ist. Kernlos maskiert sich die Charaktermaske, um die Hohlheit der „abstrakten“ Arbeit abzulenken. „Wenn alle Irrtümer geklärt sind“, frei nach Brecht, „dann sitzt uns als Gesellschafter das Nichts gegenüber“. Dieses nichtige bürgerliche Waren-„Ich“, ständig auf der Suche nach einem „Selbst“, bildet sich vielmehr als Illusion im Tauschakt, in der entfremdeten Selbstbestätigung als Konkurrenzindividuum, im Spiegel des Tauschpartners. In der Illusion eines imaginier-ten „Selbst“ und Vollstrecker des Tauscherts treibt es im Fortschrittsglauben, blind auf die Stimme eines reinen Herzens vertrauend – welches doch nur Liebe und Hass sprechen kann – wie ein verglühender Komet in den eigenen Untergang.

Ein kritisches „Selbst“ der Subjekte soll es gar nicht mehr geben, dieses Gen will nicht und nicht gefunden werden. Das Reflexionsvermögen gesellschaftlich auszuradieren und die Naturalisierung des Gesellschaftlichen voranzutreiben ist die Aufgabe der Form, welche wie ein Nebelgeschwader den Inhalt trübt. Das ist gerade die Ladung des blühenden Antisemitismus bzw. des mittlerweile obskuren anti-Antisemitismus. Diese Kraftlosigkeit erklärt mitunter die Anbiederung „linksrabiater“ Gruppen an das Wertgeschehen.

Die im Tauschverhältnis unterlegenen „Subjekte“ bemerken diese innere „Leere“ ihrer Marginalisierung und begegnen ihr mit „Zerstörung“ nach Innen und Außen, um den modernen Anspruch der Konkurrenz gerecht werden zu können.

Gleichzeitig erhöht sich der Druck, bei fortlaufender „Naturalisierung des Gesellschaftlichen“ auf sich selbst zurückgeworfen zu sein und als atomisiertes „Ich“ bestehen zu müssen. Doch dabei ist es ein grenzenloses Leiden. „Unendliche Gerechtigkeit“ und „andauernde Freiheit“ sind die Postulate des bizarren Friedenskrieg. „Andauernd ist bloß der Tod, nur er meint die endgültige Befreiung, und zwar vom Leben“, schreibt F.Schndl in „The road to nowhere“ und meint weiters, dass „Enduring freedom“ als Deckname für „endless death“ stehe.⁷

Die warenproduzierende Moderne offenbart sich in ihren Predigten und Parolen als nekrotischer Fäulnisprozess, was ein und das-selbe meint.

Kein Wunder dass die Menschen unentwegt vor sich selber herlaufen, denn sie fürchten den

Tod, der ihnen aus allem, was sie berühren, entgegen grinst.

Im Sinne des Tauschwertes ist es, daß der Tod von den Menschen schon zu deren Lebzeiten Besitz ergreift. Die postmodernen Marktmonaden erkennen zwar dieses Wort „TOD“ aber in diesem Erkennen ändert das Leben bloß das Aussehen, eben die Form. Es hört nicht auf, es wird nur mehr scheußlich, weil man den Tod fortan in sich spürt. Maupassant läßt in seinem Roman „Bel Ami“, den Schriftsteller Duroys über den Tod zu Wort kommen. Nach längerem Aufenthalt in den Kolonien hat er gelernt, Menschen als Schweine zu betrachten, weil sie leben und als Lebende Besitzansprüche erheben und ihr Eigentum verteidigen. Nachdem Tote als Rechtspersonen nicht gelten, möchte er gern die Lebenden in Tote verwandeln: „Ich fühle seit fünfzehn Jahren, wie er in mir arbeitet; es ist als trüge ich ein nagendes Tier in mir. Ich habe gespürt, wie er mich nach und nach, Monat für Monat, Stunde für Stunde verfallen läßt, wie ein altes Haus, das langsam zerbröckelt. Er hat mich so gänzlich entstellt, dass ich mich nicht mehr wiedererkenne.“ Der lebendige Verfall ist sicherlich kein Vergnügen, aber zur fürchtbaren seelischen Qual und ein Grund, mittels Karriere und Diät dagegen anzukämpfen, wird er erst, wenn er tatsächlich im Sterben, als Kategorie des Leistungszwangs begriffen wird. In Frieden und Ruhe einfach sterben ist nicht, er muss noch inszeniert werden. Ist alles erledigt, was zu erledigen ist? Der Tod, als „negative Dialektik der Aufklärung“ begriffen, als Fortsetzung von Auschwitz in anderen Formen, gilt gerade auch für die Jüngeren. Die Frist, die ihnen verbleibt, bis sie den Tod fühlen können, bedeutet Aufschub im Verbraucherhimmel der Warenwelt, sonst nichts. Heute ist der Tod aber nicht mehr das Ende, sondern er nistet sich im Leben ein und reserviert sich einen Stammplatz in der Psyche der Warenmonade. Wer den Menschen keine Zuneigung entgegenbringen kann, sieht im Sterbenden nur den Tod.

1 Angeregt dazu wurde ich von Wolfgang Pohrt; „Brothers in crime“; Edition Tiamat

2 Aus dem Nachtrag zu dem verlorengegangenen Text des zweiten Manuskriptes.

3 Gleichzeitig birgt die Situation eine unbedarfte Vermittlungsmöglichkeit, welche sich „trans“ jeglicher Ideologien bewegt.

4 Guy Debord; Die Gesellschaft des Spektakels; S. 145 Edition TIAMAT.

5 Robert Kurz; Streifzüge 3/2001.

6 Karl Marx; „Zur Kritik der hegelischen Rechtsphilosophie“; MEW- Dietz Verlag, Berlin. Band 1. Berlin/DDR. 1976. S. 378.

7 Franz Schndl, „The road to nowhere“; Streifzüge 3/2001; Volksstimme 11.10.01.

Wegbereiter der Wertkritik: Roman Rosdolsky

von Anselm Jappe

Es ist eher eine Seltenheit, wenn ein marxistisches Werk 35 Jahre nach seinem Erscheinen noch übersetzt, verkauft, gelesen und diskutiert wird. So geschieht es mit Roman Rosdolskys *Zur Entstehungsgeschichte des Marx'schen „Kapital“*. Der Rohentwurf des Kapital 1857–1858. Es ist kürzlich eine Übersetzung in Brasilien erschienen, deren Urheber der bekannte, wenngleich umstrittene Intellektuelle Cesar Benjamin ist. Allein in Fortaleza, wo die Gruppe „Part“, die sich seit längerem für Wertkritik interessiert, den Vertrieb organisiert hat, sind 200 Exemplare weggegangen. Und dabei handelt es sich keinesfalls um eine kurzweilige Lektüre. Aber trotz aller Gelehrsamkeit ist dieses umfangreiche Werk nicht nur als historisches Dokument interessant, sondern bleibt bis heute eine der besten Einführungen in Marx' Werk; gleichzeitig hat es dazu beigetragen, die theoretischen Grundlagen der Wertkritik zu schaffen.

Die wenigen zur Verfügung stehenden biographischen Informationen lassen vermuten, dass Rosdolskys Leben nicht das glücklichste war: er war stets der falsche Mann am falschen Ort. 1898 im damals österreichischen Lemberg geboren, wurde er während des ersten Weltkrieges Sozialist. Nach einem Studium in Prag und Wien und Tätigkeit in der kommunistischen Partei arbeitete er an der Marx-Engels-Gesamtausgabe (MEGA) mit, bis Stalin 1931 beschloß, das Unternehmen, und nachher auch so manchen seiner Mitarbeiter, zu liquidieren. 1934 kehrte er ins polnisch gewordene Lemberg zurück, wo er an der Universität arbeitete und ein trotzkistisches Organ herausgab.

1942 verhafteten ihn die Nazis, und er kam in verschiedene Konzentrationslager, sogar nach Auschwitz. Nach dem Krieg befürchtete er, von den Stalinisten verschleppt zu werden, und emigrierte deshalb 1947 in die Vereinigten Staaten. Dort muss das Leben für einen Marxisten nicht gerade lustig gewesen sein, und er selbst erwähnt, wie schwierig es für ihn war, sich Studententexte zu beschaffen. Er blieb beinahe unbekannt und starb im Oktober 1967 in Detroit, gerade vor der internationalen Wiedergeburt eines heterodoxen intellektuellen Marxismus, die ihn vermutlich gefreut hätte. Er ist auch Verfasser mehrerer, offenbar z. T. unveröffentlichter Schriften über die „Nationalitätenfrage“ und die Geschichte Osteuropas und Österreichs, von denen einige in den letzten Jahren Beachtung

gefunden haben. Ein Teil seines Nachlasses – unter anderem sein Briefwechsel mit Karl Korsch, Paul Mattick und Isaac Deutscher – befindet sich im Amsterdamer Institut für Sozialforschung. Eine Biographie und eine Werkausgabe wären wünschenswert.

Die auf deutsch geschriebene *Entstehungsgeschichte*, auf die er offenbar viele Jahre einsamer Meditation verwandt hat, erschien 1968 bei der Europäischen Verlagsanstalt und wurde in den Jahren danach mehrmals nachgedruckt, allerdings ohne die Anhänge. Auf Italienisch erschien das Buch 1971, auf Französisch (nur der erste Band) 1976, auf Englisch 1977, auf Spanisch 1978. Es hat überall die besten Marx-Interpretationen der „Neuen Linken“ beeinflusst.¹

Rosdolskys Verdienst erscheint um so größer, als er sich auf beinahe kein marxistisches Werk seiner Zeit stützen konnte, sondern offenbar zu seinen Schlußfolgerungen durch seine bloße Lektüre der Marx'schen Texte gelangt ist. In Wirklichkeit ist sein Buch keine „Interpretation“, sondern ein sehr textnaher Kommentar der *Grundrisse*. Rosdolsky verschwindet dabei beinahe vollständig hinter seinem Studienobjekt. Aber warum hat ein über weite Strecken so schwerfällig gelehrtes Werk, das in mancher Hinsicht durchaus dem Traditionsmarxismus verhaftet bleibt, eine so wichtige Rolle bei der Wiedergeburt der sozialen Kritik spielen können? Vor allem deshalb, weil es dazu beigetragen hat, die Hegelsche Dimension in Marx' Werk frei zu legen. Rosdolsky beruft sich auf Lukács' damals halbvergessenes Werk *Geschichte und Klassenbewusstsein* und zitiert sogar Isaac Rubin, als dieser im Westen völlig unbekannt war. Zwar fehlte es in den fünfziger und sechziger Jahren nicht an hegelianisierenden Marxinterpretationen. Aber es handelte sich dabei (vor allem in Italien) im allgemeinen um historistische Auffassungen, denen zufolge Marx' Hegelismus darin bestand, eine Teleologie verkündet zu haben, die den schließlichen Sieg des Proletariats (oder wenigstens der Kommunistischen Partei) als Ergebnis einer historischen Gesetzmäßigkeit garantierte. Das bedeutete, gerade den schlechtesten Aspekt von Hegels Philosophie in Marx wiederfinden zu wollen.

Rosdolsky entschied sich für eine andere Herangehensweise: er untersuchte die *Grundrisse*. Diese waren zum ersten Mal 1939 in Moskau auf Deutsch und Russisch veröffentlicht worden,

was nicht gerade ein günstiger Zeitpunkt war. Erst nach einer ostdeutschen Ausgabe 1953 begannen sie, eine – weiterhin sehr beschränkte – Verbreitung zu finden (Adorno zitiert sie immerhin in der *Negativen Dialektik*). Aber niemand erkannte damals ihre Bedeutung: sie galten als ein reines Vorbereitungsmanuskript für *Das Kapital* und damit als diesem nicht ebenbürtig – ein bloßes Studienobjekt für Philologen und Haarspalter. Rosdolskys Buch ist der erste zusammenhängende Kommentar der *Grundrisse*; es zeigt, wie viel diese der Hegelschen Form-Inhalt-Dialektik verdanken, vor allem bei der Behandlung des Werts. Nach und nach zählt Rosdolsky die Hegelschen Elemente bei Marx auf: die Gegenüberstellung von „An sich“ und „Gesetzsein“, der Gebrauch der Begriffe „Allgemeinheit, Besonderheit“ und „Einzelheit“, der Unterschied zwischen Wesen und Erscheinung, der Unterschied zwischen Grenze und Schranke, die Kategorie der Vermittlung.²

Rosdolsky greift eine seinerzeit so vernachlässigte Kategorie wie die der „abstrakten Arbeit“ auf und unterstreicht, dass die abstrakte Arbeit nicht mit der gesellschaftlich notwendigen Arbeit identisch ist, weil diese nur die quantitative und nicht die qualitative Seite des Problems betrifft (*Zur Entstehungsgeschichte*, Europäische Verlagsanstalt, Frankfurt a. M. 1968, 1973, S. 151). Er war nicht nur einer der ersten, die an die Bedeutung des Gebrauchswerts bei Marx erinnert haben, sondern er hat auch sehr gut dessen von vielen Marxisten vernachlässigte Rolle auf den verschiedenen Ebenen der Marx'schen Analyse zusammengefaßt (S. 98–124). Andererseits formulierte er anlässlich einer Stelle aus Marcuses *Reason and Revolution* eine Kritik am Hochspielen des Gebrauchswerts zum anti-kapitalistischen Pol der Vergesellschaftung, die erst nach Rosdolskys Zeit richtig aktuell werden sollte: Marx sagt nirgends, „dass im Kapitalismus die Gebrauchswerte nur ‚stoffliche Träger

Transformationsclub der Streifzüge

Auch sowas gibt's. Eine Mitgliedschaft im Transformationsclub der *Streifzüge* kostet **100 Euro pro Jahr**, zahlbar auf einmal oder per vierteljährlichem Dauerauftrag. Für den Beitritt wird man selbstverständlich belohnt: Es gibt's ein auszuwählendes Schriftstück als Einstandsgeschenk und darüberhinaus alle aktuellen Buchpublikationen, wo eins von uns beteiligt ist, sei's als Autor oder Mitautor, gratis. Das Abo der *Streifzüge* ist selbstverständlich mitinbegriffen, ebenso die Zustellung mehrerer Exemplare der aktuellen Nummer bzw. aller noch erhältlichen Einzelhefte. Einen Kriterienkatalog senden wir gerne zu. Schreiben oder mailen Sie uns ganz einfach: **Kritischer Kreis, Margaretenstraße 71-73/23, A-1050 Wien oder: streifzuege@chello.at** Wir reagieren prompt.

des Tauschwertes, sondern, dass sie es ‚zugleich‘ (23/50) sind, und das sind ganz verschiedene Dinge. Und schließlich stellte sich Marx keinesfalls die Aufgabe, gegen die ‚kapitalistische Behandlung der Gebrauchswerte‘ anzuknüpfen [wie es Marcuse will], sondern die der kapitalistischen (und der Warenproduktion überhaupt) eigentümliche Tatsache, dass die Gebrauchswerte, um menschliche Bedürfnisse befriedigen zu können, sich zuerst als Tauschwerte bewähren müssen, wissenschaftlich zu erklären“ (S. 100).

Anders als die Traditions marxisten sieht Rosdolsky in den erscheinenden Widersprüchen der kapitalistischen Wirklichkeit keine bloßen Mystifizierungen, sondern den Ausdruck wirklicher Widersprüche. So schreibt er, was den „Widerspruch zwischen der besonderen Natur der Ware als Produkt und ihrer allgemeinen Natur als Tauschwert“ angeht: „Weit entfernt davon, eine erkünstelte ‚metaphysische Konstruktion‘ zu sein, stellt vielmehr der erwähnte Widerspruch die allgemeinste Form dar, worin sich die wirklichen Daseinsbedingungen und Entwicklungstendenzen der bürgerlichen Wirtschaftsordnung zusammenfassen. Er ist in der Tat nur ein anderer Ausdruck dafür, dass in einer Gesellschaft von atomisierten Privatproduzenten die Arbeit des einzelnen nicht unmittelbar gesellschaftlich ist (noch sein kann), sondern sich erst durch Verneinung ihrer selbst, ihres ursprünglichen Charakters, als solche erweisen muss“ (S. 148-149). Ein solcher Begriff des „Realwiderspruchs“ ist sehr wichtig, um zu verstehen, dass der Warenfetischismus kein reines Bewusstseinsphänomen ist, sondern ein *reales*.

Bemerkenswert ist es, dass Rosdolsky das Geld als fetischistische Kategorie erkannte: „Mit der Geldbildung ist das Phänomen des Warenfetischismus eng verbunden“ (S. 154). Er schreibt: „Der Warenfetischismus und die Geldbildung sind (was in den Lehrbüchern der marxistischen Ökonomie gewöhnlich übersehen wird) nur zwei verschiedene Aspekte einer und derselben Tatsache: dass in der warenproduzierenden Gesellschaft ‚die Austauschbarkeit der Dinge als ein Ding neben ihr, ... als etwas von ihr Verschiedenes‘, mit ihr ‚nicht unmittelbar Identisches‘ existiert (42/82), dass also der Wert sich den Waren gegenüber verselbständigen muss. Daraus folgt aber, dass beide Phänomene von der Warenproduktion unzertrennlich sind, dass die warenproduzierende Gesellschaft ebensowenig in stande ist, vom Gelde loszukommen, wie den ‚mystischen Nebelschleier‘ zu zerreißen, der ihr die wahre Gestalt des materiellen Produktionsprozesses verdeckt“ (S. 160-161). Rosdolsky entdeckt hier, dass für Marx die Verdopplung der gesellschaftlichen Wirklichkeit die Grundlage der Wertlogik bildet.

Unerhört für die Zeit vor 1968 war es, daran zu erinnern, dass Marx keine „politische Ökonomie“ geschrieben hat, und dass diese selber

eine fetischistische Kategorie ist. Es „fehlt bei all diesen Ökonomen das klare Bewusstsein, dass es sich in der Ökonomie überhaupt um verdinglichte Kategorien handelt, dass die verkehrte Art und Weise, worin sich die gesellschaftlichen Verhältnisse in der kapitalistischen Produktion darstellen, notwendig aus dem Wesen dieser Produktion selbst entspringen. Wäre aber dieses Bewusstsein bei ihnen vorhanden, dann hätten sie nicht mehr ‚Nationalökonomie‘ als solche, sondern vielmehr im Sinne von Marx eine ‚Kritik der Nationalökonomie‘ getrieben“ (S. 516).

Der Unterschied zwischen historischer und logischer Entwicklung des Kapitals bei Marx, den andere dann in den siebziger Jahren als die letzte Neuigkeit präsentieren sollten, war bereits von Rosdolsky hervorgehoben worden: laut ihm ist „die ursprüngliche Akkumulation ein das Kapitalverhältnis selbst konstituierendes Element und daher ‚im Begriff des Kapitals enthalten‘“; das Kapitel des Kapitals zur ursprünglichen Akkumulation sei deshalb nicht nur ein historischer Exkurs, wie sogar Rosa Luxemburg meinte (S. 327). Allerdings könne die logische Ableitung der Kategorien keinesfalls unabhängig von der historischen erfolgen; deshalb habe Marx mit der Ware begonnen, und nicht, wie noch in dem Plan vom 2. 4. 1858 vorgesehen, mit dem Wert (S. 144). Auch die Behauptung, Marx decke im Warenaustausch als „Zelle“ die Keime aller Widersprüche der modernen Gesellschaft auf, findet sich bereits bei Rosdolsky, wofür er sogar Lenin als Kronzeugen anführt (S. 165).

Eine wirkliche Krisentheorie fehlt bei Rosdolsky, er scheint der Theorie von der Unterkonsumtion als entscheidendem Krisenfaktor anzuhängen und spricht vom „Widerspruch zwischen dem schrankenlosen Trieb der Kapitalverwertung und der beschränkten Konsumtionskraft der kapitalistischen Gesellschaft“ (S. 392-393), was immerhin, wie er betont, schon zu viel für viele der damaligen Marxisten war. Die *Grundrisse*-Stelle 42/642 legt er als „Zusammenbruchsprognose“ aus und schreibt: „Die Behauptung, Marx hätte keine ‚Zusammenbruchstheorie‘ aufgestellt, ist wohl vor allem auf die revisionistische Auslegung des Marxschen ökonomischen Systems vor und nach dem ersten Weltkrieg zurückzuführen. In dieser Hinsicht kann das theoretische Verdienst Rosa Luxemburgs und Henryk Grossmanns nicht hoch genug eingeschätzt werden“ (S. 449).

Manchmal stoßen die kritische Analyse und der Traditions marxismus bei ihm hart aufeinander. Einerseits heißt es: „Auch dann wird freilich nicht die Arbeit als solche, sondern nur die Mehrarbeit der Massen zugunsten und unter dem Kommando Weniger verschwinden“ (S. 504); der Zeitmessung werde es stets bedürfen. Aber im selben Zusammenhang spricht er davon, dass es im Sozialismus kein Wertgesetz

geben könne, die Arbeitszeit dort stark verringert werden müsse, die Arbeit attraktiv „im Sinne Fouriers und Owens“ sein werde und dass – immerhin – „nicht nur die überlieferte Arbeitsteilung mit ihrer Scheidung der Menschen in ‚manuelle‘ und ‚geistige‘ Arbeiter in Wegfall kommen, sondern auch der Unterschied zwischen der Arbeits- und der Mußzeit den ihm jetzt anhaftenden Charakter der Gegensätzlichkeit verlieren [werde], da die Arbeitszeit und Mußzeit sich immer mehr nähern und einander ergänzen werden“ (S. 507), womit er sich dem Problem der Aufhebung der Sphärentrennung annähert.

Wichtig sind auch die philologischen Ausführungen Rosdolskys zur Entstehung des *Kapitals*: er zeigt, dass Marx, im Vergleich zu seinen ursprünglichen Plänen, gerade einmal bis zum Beginn der Behandlung der empirischen Phänomene gelangt ist. Er hat nur den Teil über das „Kapital im allgemeinen“ verwirklicht. Dieser war natürlich bei weitem der wichtigste und enthielt bereits viele empirische Abschweifungen. Mit dem „Kapital im allgemeinen“ (was nicht mit dem Einzelkapital identisch ist) hat Marx den „Begriff“ des Kapitals untersucht, und keineswegs die Effekte der Konkurrenz. Auch die begrifflichen Zusammenfassungen der empirischen Einzelwesen erlangen eine eigene Realität. So schreibt Rosdolsky über Marx' Kategorie des „Gesamtkapitals“, es sei „als ein Ganzes, als eine ‚reelle Existenz im Unterschiede von den besonderen reellen Kapitalien‘ aufzufassen“ (S. 69). Er hat den Unterschied von „allgemein“ und „gemeinschaftlich“ in Marx' Terminologie geklärt: „In der Marxschen Terminologie (das gilt besonders für den jungen Marx) ist das ‚Allgemeine‘ keineswegs mit dem ‚Gemeinschaftlichen‘ identisch, sondern bezeichnet vielmehr das, was – in einer Gesellschaft von atomisierten Privatbesitzern – aus dem Zusammenstoß des ‚gemeinschaftlichen‘ und des ‚besonderen‘ Interesses entsteht“ (S. 493). Rosdolsky stellt auch die Schwächen der *Grundrisse* gegenüber dem Kapital heraus: in den *Grundrisse* war Marx' Gelddefinition noch schwankend, und an einigen Stellen fasste er das Geld überhaupt, nicht nur das Papiergeld, als reines Wertzeichen oder Symbol auf (z. B. 42/80 und 42/100) statt als Repräsentation, wie es ab *Zur Kritik* geschah (S. 142-143). Das Geld als „Maßstab der Preise“ ist in den *Grundrisse* nur angedeutet, und Marx leitet dort das „Geld als Geld“ noch vom Kreislauf G-W-G ab, und nicht, wie dann in *Zur Kritik*, vom Kreislauf W-G-W (S. 192).

Rosdolsky wagt sich beinahe nie auf das Gebiet der praktischen Konsequenzen der Marxschen Theorie. Aber er hat diejenigen Aspekte bei Marx neu entdeckt, welche heute die Versuche anregen, aus der Wertlogik herauszukommen. Vielleicht keine andere Stelle Rosdolskys ist so aktuell wie die, wo er – als einer der

ersten³– die Bedeutung jener Seiten der *Grundrisse* unterstreicht, die verkünden, dass es die kapitalistische Entwicklung selber sein wird, die den Wert – und damit die Arbeit – als Grundlage der kapitalistischen Gesellschaft aufheben wird. Heute berufen sich viele auf diese Seiten, um damit alles mögliche zu beweisen. Rosdolsky nennt sie, mit berechtigtem Pathos, „Ausführungen, die – obgleich vor mehr als hundert Jahren geschrieben – heute nur mit verhaltenem Atem gelesen werden können, weil sie eine der kühnsten Visionen des menschlichen Geistes enthalten“ (S. 500).

- 1 Diethard Behrens schrieb 1993 im Rückblick: „Erst in den 60er Jahren begann eine Debatte um die Marxsche Theorie erneut. Diesmal auch verstärkt unter methodischen Gesichtspunkten. Den entscheidenden Anstoß in der deutschsprachigen Literatur hat dafür Rosdolsky gegeben“ (D. Behrens (Hg.), *Gesellschaft und Erkenntnis*, Ça-ira-Verlag, Freiburg 1993, p. 130). Kornelia Hafner hingegen meint in demselben Buch: „Bezeichnend für die Gebrauchswertdebatte ist, dass das seit 1968 vorliegende Werk von Roman Rosdolsky über die ‚Grundrisse‘ offenbar nicht rezipiert, jedenfalls nicht in die Überlegungen einbezogen wurde. [...] Aber die ‚trockene‘ Marx-Philologie des Genossen Rosdolsky [...] hatte für die studentenbewegten Marx-Rezipienten anscheinend etwas Verstaubtes und daher Abwegiges“ (idem, S. 85-86).
- 2 Hiroshi Uchida findet allerdings im „Vorwort“ zu seinem *Marxs Grundrisse and Hegels Logic*, Routledge, London und Boston 1988, dass Rosdolskys Behandlung dieses Themas unzureichend sei.
- 3 Neben Marcuse, *Der eindimensionale Mensch*, Luchterhand, Darmstadt und Neuwied 1967, 1979, S. 55-56.

grundrisse

zeitschrift für linke theorie & debatte

Aus dem Inhalt der Nr. 1:
K. Reitter, „Der Begriff der abstrakten Arbeit“ -
M. Gassner, „Die marxischen Schemata“ - M.
Birkner, „Der schmale Grad“ - R. Foltin, „Frantz
Fanon wiederlesen?“ - K. Neundlinger, „Apologie
der Erstarrung“ - Buchbesprechungen
Für die nächsten Nummern sind folgende
Schwerpunkte geplant:

Nr. 2 (Mai 2002): Negri/Empire/Multitude
Nr. 3 (Herbst 2002): Zum Begriff der Krise

**Die grundrisse erscheinen vier mal pro
Jahr - das Abo kostet nur 18 Euro weltweit
Bestellungen und Probenummern an:
grundrisse@gmx.net
www.grundrisse.net**

Neue Medien, alte Scheiße

BAUSTEINE ZUR THEORIE DER VERSCHALTETEN WELT

von Christoph Hesse

„Hier ist alles klar. Nein, es ist nicht alles klar.
Aber der Diskurs muss weitergehen. Also erinnert man
Obskuritäten.“
Beckett, *Der Namenlose*

I.

Seit man Marshall McLuhan einen Zukunftsforscher genannt hat, ist der Weg frei für allerlei Medientheorien, die ihre Lagebeobachtungen in kunterbunte Science Fiction hinein verlängern.¹ Die These, dass wir vom alphabetischen in ein visuelles Zeitalter übergetreten seien (was übrigens Filmtheoretiker wie Béla Balázs seit den zwanziger Jahren geäußert haben), ist noch die geringste und deshalb selber hoffnungslos veraltet. Die Schlagworte nehmen bis heute kein Ende. Ihren Sirenen zu entfliehen, tut man als steckengebliebener Aufklärer gut daran, sich Wachs in die Ohren zu stopfen, in diesem Fall: die Position des naiven Weltgängers einzunehmen, dem das Medienuniversum so überhaupt nichts sagen will. Das führt zu Beobachtungen, die immerhin die Medientheorie selber nicht machen kann, da sie alles in der Welt, Geschichte und Zukunft einbegriffen, aus der Zentralperspektive der digitalen Hypermedien durchmusterst, dergegenüber jedes Außerhalb als entweder schon darauf bezogen oder imaginär abgetan wird.

Wer sich trotzdem in die Außenwelt begibt und für einen Augenblick den ihm nächstliegenden Medien der Sinneswahrnehmung traut, stellt fest: weder hat sich die Welt, in der wir es aushalten müssen, zum globalen Dorf verdichtet – wer die digitalen Kommunikationsmöglichkeiten heute mit dörflicher Intimität zusammenbringen möchte, hätte zumindest zu berücksichtigen, dass der große Teil der Menschheit aus diesem Dorf ausgesperrt bleibt –, noch bewegen sich Sein und Schein derart aufeinander zu, dass die Erfahrung der Beteiligten keine Vorstellung von Wirklichkeit mehr zuließe, die nicht bloß medial produzierter Schein wäre. Der größte Materialismus, dass nämlich die Menschen, damit sie irgendwie *sind*, essen und trinken müssen, behält Recht gegen die mittlerweile selber ausgelaugten Thesen von Schein und Simulation. Der sogenannte E-Commerce liefert die bestellten Waren weiterhin mit der Postkutsche, und eine Datenautobahn für handgreifliche Dinge ist lange nicht in Sicht.

Man findet mühelos Gründe, der Medientheorie so etwas wie mangelnde Bodenhaftung

vorzuhalten. Allein das wäre noch kein Grund, ihr deshalb zu misstrauen. Nicht immer die dümmsten Gedanken sind dadurch zustande gekommen, dass einer von der Welt die Nase voll und sich darum eine andere gesucht hat. Der Mangel solcher Medientheorie scheint umgekehrt vielmehr der zu sein, dass sie, wo es darauf ankäme, gar nicht genug übertreibt; wo Utopie gefragt wäre, sie bloß im Tonfall eines Kanzlerkandidaten ‚Visionen‘ an die Wand malt. Dass das vor uns liegende Jahrhundert die Menschen endgültig an Bildschirme und Datenhelme fesseln soll, ist als Perspektive nicht radikal, sondern im altherkömmlichen Sinne kulturpessimistisch. Mit seinem historischen Vorgänger teilt dieser Kulturpessimismus die auf den ersten Blick paradoxe Mischung aus Schicksalsglaube und praktischer Affirmation, einer wider Willen geschichtsteleologischen Mystik und Pragmatismus im Alltag. Wer hier und heute sein Verschwinden in Schaltkreisen ankündigt, ohne etwas dagegen unternehmen zu wollen, macht sich erst als Schwarzmalter verdächtig, der die Eskalation der Medien als unausweichlich behauptet; man brauche sich bloß noch ins Schicksal einfinden, um bestmöglich darauf vorbereitet zu sein. Im gleichen Atemzug aber wird die Welt der Maschinen als nie dagewesene Chance angedreht. Der Ohnmacht des Menschen, der sich in Bits und Bytes aufzulösen beginnt, steht ungebrochen dessen Allmachtsphantasie von der unterworfenen Natur zur Seite. Mag er auch über die Medien allmählich jede Kontrolle verloren haben, kann er doch, wenn er sich nur dem Amoklauf der Automaten überlässt, Erfahrungen jenseits des Menschenmöglichen machen: Raum und Zeit überspringen, Leib und Seele wechseln, am Ende womöglich von Maschinen überholt werden, die sich selbst reproduzieren und, wenn schon keine menschliche mehr sein soll, ihre eigene Gesellschaft aufmachen.²

Dass der Mensch nicht Herr im eigenen Haus sei – was einmal aufklärerisch gemeint war und mit Marx und Freud etwa so zu verstehen, dass, wo Es und Kapital ihr Unwesen treiben, das Ich einer selbstbewussten Menschheit werden muss –, wird medientheoretisch zum Schicksalspruch: *machines make their own mess*. Wenn zu den unbewussten Mächten, denen sich Aufklärung bisher gegenüber sah, die Macht der Maschinen hinzutritt, wird Aufklärung selber hinfällig. Sobald das bestimmende Gewaltver-

hältnis gar nicht mehr als Verhältnis gedacht wird, das auf Menschen verweist und diesen damit zumindest die Möglichkeit zuerkennt, jenes mit Willen und Bewusstsein zu verändern, sondern als naturwüchsiger Prozeß, der nichts und niemand Rechenschaft schuldet, macht es auch umgekehrt keinen Sinn, sich darauf kritisch zu beziehen. In dieser Konstruktion, blinde Schicksalsgeworfenheit auf der einen und weltgewandter Frohsinn im praktischen Umgang mit den Maschinen auf der anderen Seite, hat die Medientheorie eine ihrer Pointen, die sie gegen jede Art kritische Theorie auszuspielen weiß. Dazu genügt ihr ein einfacher theoriepolitischer Trick: so wenig ein Mensch willentlich aus der sich abspielenden Medienentwicklung herauspringen könne, eben weil er selber nur eine Funktion darin besetze, so wenig soll er einen Beobachtungsstandpunkt einnehmen können, der es ihm erlaubt, das Geschehen objektiv zu kritisieren. Die Absurdität der Behauptung springt ins Auge. Oft und laut genug wiederholt, wird sie angesichts der in der Tat gegen kritische Einsicht verhärteten Gesellschaft in den Stand der Weisheit gesetzt. Den Umschlag von Aufklärung in Mythos, so hat man den Eindruck, vollzieht die Medientheorie noch einmal in Gedanken. Die Mimikry an die zur medialen Technik hochgefahrenen Naturgewalten reicht so weit, dass schließlich das ‚Ich denke‘, das dem Subjekt als Beweis seiner Existenz und zugleich seiner Differenz von der es umgebenden Natur noch als uneinnehmbar galt, in diese zurückfällt. Von den einstmaligen transzendentalen Verstandeskategorien übrig bleibt die „Pattern recognition“.³

Dass technische Medien dahin treiben, die Menschen, denen sie als Mittel zugeordnet waren, umgekehrt als ihre eigenen Mittel in Dienst zu nehmen, ist als Tendenz zunächst plausibel. Der Gedanke ist nicht einmal genuin medientheoretisch. Von Marx schon weiß man, „dass nicht der Arbeiter die Arbeitsbedingung, sondern umgekehrt die Arbeitsbedingung den Arbeiter anwendet“, und dass „mit der Maschinerie (...) diese Verkehrung technisch handgreifliche Wirklichkeit“ erhält.⁴ Von Marx weiß man aber auch, dass dieses Naturschauspiel soviel Wirklichkeit wie Schein ist. Der Automat wird zum Herrscher über die ihn im doppelten Wortsinn bedienenden Menschen unter bestimmten gesellschaftlichen Bedingungen, die man bündig als Kapitalismus bezeichnet. Dass dieser heute so unausweichlich scheint wie den Medientheoretikern ihre Medien, falsifiziert noch keineswegs die von Marx nachgewiesene Möglichkeit, dass es anders sein könnte: zum Beispiel die technischen Medien jenseits ihrer uns bekannten gesellschaftlichen Form zu ihrer Bestimmung, Mittel zu sein, zurückkehren könnten, statt sich wie wild fortzuentwickeln. Erst Vernunft, die sich nicht mehr als konkurrierende Rationalität in einem irrationalen

Ganzen behaupten müsste, könnte darüber gebieten, welche Medien und Techniken den menschlichen Zwecken entsprechen. Kaum vorstellbar ist dagegen, dass auch nur ein Rechner, wenn Menschen ihn abschalten oder kaputt machen, weiter vor sich hin ‚emergiert‘. Vor der philosophisch ausgebreiteten Frage, was die Medien mit sich und der Welt tun, könnte die stehen, was sie alles nicht mehr und stattdessen tun würden, wenn sie nicht selber als wesentlich soziale Techniken dazu gezwungen wären.⁵

Für solcherart Zukunftsforschung hat die Medientheorie wenig Sinn. Indem sie den vorhandenen Maschinenpark spekulativ ins Maßlose potenziert, kommt sie auf die erschreckend phantasielose Fiktion von *Futura*, nicht aber auf Menschen, die glücklich auf dem Wasser liegen, während ihre technischen Medien das übrige tun. Die Utopie der selbstbewegten Werkzeuge, die Marx bei Aristoteles rühmt, ist als Möglichkeit näher an der Gegenwart als solche Medientheorien an einer Zukunft, die es wert wäre.

II.

Medien theoretisch zu begreifen, war einmal der Versuch, allen naiven Vorstellungen von bloßen Transportmitteln irgendwelcher Botschaften zu begegnen. Die instrumentalistische Auffassung, die vor allem danach fragt, wer zu wem spricht, ist an sich so alt wie die Idee bürgerlicher Öffentlichkeit und hat sich, wie so vieles, schnell auch unter Kritikern der bürgerlichen Gesellschaft beliebt gemacht. Ähnlich wie der Staat sollten die monopolistischen Medien als Werkzeuge, mit deren Hilfe die herrschende Klasse das Volk nach Strich und Faden belügt, entlarvt werden. (Wie einfache Beobachtung der Medienwirtschaft lehrt, haben die Leninisten damit bis heute vielleicht sogar mehr Recht behalten als postmodern weitergedachte Gramscianer, die überall, wo es funkt, ihre hegemoniale Chance wittern.) Dass allerdings nicht *mit* den Medien gelogen werden muss, sondern die Medien selber immer schon ‚lügen‘, indem sie Schein und Wirklichkeit zusammenwerfen, war eine Einsicht, wie sie erst Medientheorien mühsam gewinnen mussten. Die seitherige Entwicklung ist bekannt. Kaum wurde die Eigenleistung der Medien gegen die zu kurz gegriffenen Manipulationstheorien ins Visier genommen, galt schon bald nur noch das Medium und was es mit sich und der Welt anstellt; dem einen Fundamentalismus folgte gleichsam der andere. Gleich noch die von Guy Debord entworfene *Gesellschaft des Spektakels* einem hegelmarsxistischen Traktat, wurden spätestens mit Baudrillard und Konsorten die Weichen neu gestellt. Schnell wurde klar, dass nicht eine Theorie der Medien die der Gesellschaft auf Höhe der Zeit vervollkommen sollte, sondern diese von jener abgeschnitten (übrigens ohne Angabe von Gründen).

Nach dem Tod des Menschen war bald vom Ende des Sozialen die Rede und der Übergang von Theorie in sogenannte Popliteratur unvermeidlich. Als solche hat sie sich bis heute selber überlebt oder ist nach eigenen Maßstäben langweilig geworden. Was es aber noch gibt, ist Medientheorie, die meint, dass, was manche leichtfertig Gesellschaft nennen, eine gigantische Kommunikationsmaschine darstellt, deren erste, wenn nicht einzige Bestimmung – Kommunikation ist.

Medien sind gemeinhin Presse, Film, Radio und Fernsehen, seit neuerem auch das Internet. Medientheorie dagegen befasst sich nicht mit Medien im geläufigen Verstande, sondern ist so etwas wie eine eigene Philosophie. Als solche hängt sie nicht an diesem oder jenem Medium – obzwar sie nicht zufällig um den digitalen Rechner als ‚Leitmedium‘ zentriert ist –, als vielmehr an der Vorstellung, dass überhaupt Medien es sind, die Bewusstsein und Gesellschaft konstituieren. Als technische Medientheorien bezeichnet man zu Recht diejenigen, die McLuhans Anspruch, die Welt des Sozialen als das Ineinandergreifen distinkter medialer Techniken zu beschreiben, mit Bezug auf die jüngere Geschichte der digitalen Medien radikalisierten und die Entdeckung von Sprache und Kommunikation in Philosophie und Sozialwissenschaften mit der einer sprachlosen Kommunikation der Technik überbieten. Neben McLuhan und den französischen Medienphilosophen hat man damit zuletzt vor allem an die funktionalistische Systemtheorie Anschluß gefunden. Deren ohnehin schon technologische Konstruktion von Gesellschaft wird auf nicht mehr bloß metaphorische Maschinentätigkeit zusammengezogen. Die Kommunikationen und Koppelungsprozesse, die im soziologischen Bauplan noch unheimlich aussehen, werden zu handfesten Erscheinungen, indem sie materiellen Trägern in Gestalt technischer Medien zugewiesen werden.

Dass nach der Diskursanalyse – und in lockerer Verbindung damit – Medientheorie über weite Strecken den Platz materialistischer Gesellschaftskritik eingenommen hat, ist nicht nur hierzulande evident. Die Folgen dieses ‚Paradigmenwechsels‘, der, so scheint es, endlich die Postmoderne mit dem Technologismus der Moderne versöhnt, sind noch nicht absehbar; überdeutlich dagegen zeigt sich, dass Kritikerinnen und Kritiker dieser Gesellschaft, so sie über Medien mitsprechen wollen, in der Diskussion als so etwas wie Überlebende von Atlantis bestaunt werden.

Nun ist bekanntlich die Beschäftigung mit Medien für Linke nicht neu. Neben den traditionellen Vorstellungen von Medienmacht und Manipulation hat es in der BRD bereits seit den späten sechziger Jahren Versuche gegeben, die dahingehenden Ansätze der Kritischen Theorie gegen die schon damals weithin funktionali-

stisch ausgerichtete Kommunikationsforschung zu mobilisieren.⁶ Soweit indes die theoretischen Bemühungen reichten, verschwanden sie bald unter Rhizomen, Telerelationen und Benutzeroberflächen. Die neue Welt aus bunten Lämpchen war im alten Vokabular einfach nicht mehr zu fassen. Spätestens die digitalen Medien haben das kritische Denkvermögen in seine Ja-Nein-Bestandteile zerlegt. Entsprechend gilt Kritik seitdem als überholte Verhaltensweise, die vielleicht noch den analogen Zuständen der Wahrnehmung angemessen war, aber gegen das sich selbst setzende Universum der neuen Medien nichts mehr ausrichten kann. Der kritische Unterton, der selbst noch in früheren medientheoretischen Texten mitschwang – zu einer Zeit, da man sie als subversive Mode des Denkens für die Lehrstühle empfehlen musste –, ist verfliegen zugunsten einer selbstreferentiellen Textproduktion, die weniger an Theorie denn einen stets sich wiederholenden Werbetrick der Telekommunikationsindustrie erinnert.

Eine systematische Kritik dieser neuen Medientheorie liegt bislang nicht vor.⁷ Die notorische Frage daher, ob es eine kritische Medientheorie braucht und ob eine solche als Medientheorie sans façon überhaupt möglich ist (und nicht etwa nur als besondere Beschäftigung mit Medien wie Sprache, Film usw.), wird sich an den vorhandenen nicht ohne weiteres entscheiden lassen. Das Dilemma einer Medientheorie, die sich gegen jedweden Begriff von Gesellschaft sperrt, wird man auf den ersten Blick an der unreflektierten Verfilzung von Technik und Gesellschaft festmachen können. Bei näherer Betrachtung zeigen sich sogleich die kuriossten Dinge: eine als Mediengeschichte verkleidete Produktivkraftmetaphysik; ein elektronischer Materialismus, der das Geschehen der Welt, ähnlich wie der mechanische Materialismus des 17. und 18. Jahrhunderts alles in Druck und Stoß, in Eins und Null auflösen will; eine etwas holprige Ideologiekritik wider Willen, die den Maschinen ‚unter die Deckelhaube‘ schaut; zu guter Letzt ein Kurzschluß von Geldmedium und elektronischer Datenverarbeitung, dessen Kritik allein ein Buch füllen könnte. Darin könnte vielleicht auch gezeigt werden, dass die Beobachtungen und Visionen der Medientheorie, gleich ob sie im einzelnen zutreffend und aufschlußreich sein mögen, in gewisser Hinsicht ‚nur‘ die Akkumulationsbewegung des Kapitals als die Eskalation seiner Techniken nacherzählen, denen all das nachgesagt und nachgesehen wird, was das Kapital – als Inbegriff moderner Gesellschaft – mit und zwischen Menschen angestellt hat. Ein bißchen Zeit und Geduld, wie gesagt, müsste der Kritiker hier schon mitbringen.

III.

Was, wenn nicht ‚die Medien‘, die uns täglich in Augen und Ohren liegen, ist ein Medium?

Die Antwort, wie man sie seit McLuhan zu hören bekommt, ist erstaunlich einfach: Medien sind im Grunde alles. Als Ausweitungen der menschlichen Sinne hat jener sie bezeichnet, und es ist klar, dass Ziel einer so ausgerichteten Medientheorie nur sein kann, auch das, was nicht Medium ist, etwa die Pole der Kommunikation, sukzessive in den Begriff einzuholen. Warum sollte man aus dieser Perspektive nicht auch den Verstandesapparat, seine Kategorien, zuletzt das Ich medial auflösen, um der sonst nur über die Kultur erschlichenen Dekonstruktion des Subjekts eine handfeste wissenschaftliche Grundlage zu geben?

Die Definition zunächst, Medien als Ausweitungen der Sinne, ist plausibel. Schon in der *Dialektik der Aufklärung* ist von der „Menschengattung einschließlich ihrer Maschinen, Chemikalien und Organisationskräfte“ die Rede: „und warum sollte man diese nicht zu ihr zählen wie die Zähne zum Bären, da sie doch dem gleichen Zweck dienen und nur besser funktionieren“.⁸ Bei McLuhan findet man Medien vom gesprochenen Wort über Kleidung, Straßen, Uhr, Geld bis zu Waffen und Fernsehen. Die auf den ersten Blick merkwürdige, weil willkürliche Aufstellung verrät, welchen Anspruch eine solche Theorie der Medien gegenüber herkömmlichen Philosophien und Gesellschaftstheorien anmeldet: das Ganze aus den Begriffen Medium und Kommunikation zu entwickeln. Dass dabei die Medien nicht mehr nur Mittel zu irgendetwas, sondern sich selber Zweck sind, liegt im Ansatz schon beschlossen. ‚The medium is the message‘ heisst nicht nur, dass das Medium selber schon Bedeutung hat, sondern auch, dass Botschaft oder Inhalt eines Mediums selbst wiederum nur ein anderes Medium sein kann. Im Medium Schrift beispielsweise steckt das Medium Sprache, den Medien Fernsehen, Computer und schließlich Elektrizität können eine Vielzahl medialer Systeme aufsitzen. Während allerdings Schrift und Sprache noch in einer konventionalen Beziehung zueinander stehen, worin das eine Symbolsystem mit dem anderen vermittelt ist, verhält sich die digitale Informationsverarbeitung, mit dem Schaltkreis als letztgültigem Medium, vollkommen gleichgültig dagegen, ob grafische Darstellungen, Texte oder selbst taktile Signale in beliebigem Format übermittelt werden. Auf diesen universellen Code hin, der es unterschiedslos mit allem aufnehmen kann, werden Logik und Geschichte der Medien ausgerichtet.

Was digitale Medien beinhalten, geht jegliche Analogie zu weit. Beim Film noch hatte man es mit einem photographischen Analogon zur optischen Wirklichkeit zu tun, bei der phonetischen Schrift, einem selber arbiträren Symbolsystem, noch immer mit einer durch Konvention vermittelten Analogie zur Sprache – beim Rechner spätestens mit einer gegen jeden Inhalt

gleichgültigen digitalen Ordnung. Die Trennung von Signifikant und Signifikat, die der Poststrukturalismus noch gewissermaßen metaphorisch und zugunsten der jeweiligen Bedeutungsproduzenten vollzogen hat, ist hier technisch festgelegt. Für Zeichensysteme, die elektronisch generiert und allesamt durch einen gemeinsamen Code geschleust werden können, gilt in der Tat, dass die Welt des Symbolischen die der Maschine ist. Jeder konkreten Nachricht, die sich am einen Ende analog entziffern lässt, entspricht am anderen Ende eine abstrakte Ja/Nein-Information, die durch komplexe algorithmische Verknüpfung und allerlei technische Prozeduren zur menschlichen Welt der Symbole Kontakt hält. Was auf dem Bildschirm an Grafiken und Texten erscheint, ist lesbar, was der Prozessor macht, für die Mehrheit der Anwender sprichwörtlich Kraut und Rüben.

Über die Vermittlungsinstanzen und qualitativen Sprünge, die wie in einer Blackbox am Werk sind zwischen einem einfachen Stromkreis, der nur Spannung und Nichtspannung als Information zulässt, und dem, was als wesentlich komplexere, aber verständliche Botschaft für den Menschen hinten rauskommt, mögen sich Leute Gedanken machen, die für die Konstruktion des Ganzen bezahlt werden. Bemerkenswert sind allerdings die ‚philosophischen‘ Konsequenzen, die Medientheorie daraus zieht. Wie aus der Verallgemeinerung der Warenwirtschaft am Beginn der Moderne erwächst hier, am erklärten Beginn der Postmoderne, aus der abstrakten Allgemeinheit, in welche nun auch die digitalen Medien alles in der Welt überführen, ein eigentümlicher Liberalismus, der seinen bürgerlichen Vorgänger, ohne ihn zu widerlegen, doch ein wenig in Schiefelage bringt. So wie der klassische Liberalismus seine Vorstellungen von Freiheit und Gleichheit aus der Allgemeinheit des Marktes bezogen hat, liegt der Medientheorie die Universalform des digitalen Codes als Anlaß neuer Freiheit zugrunde. (Die Vergesellschaftung durch das Kapital bleibt hier wie dort unangestastet.) Etwas verquer wirkt dieser Neo-Liberalismus jedoch dadurch, dass er die behaupteten Freiheiten und Möglichkeiten des Individuums in die Naturgewalt der Medien zurückverlegt und damit selber ad absurdum führt. Nietzsches Bild vom in Fesseln Tanzen hat vielleicht dieses Szenario treffend vorweggenommen: der Mensch ist frei in Unfreiheit. Unverblümt wird dafür geworben, ihn darum endlich als „Geschlechtsteil der Maschinenwelt“⁹ anzuerkennen. Der stählerne Käfig, der einmal die rationalisierte Gesellschaft war, tritt auf als Deckelhaube.

Zu den überlieferten Ordnungssystemen, die zu jeder Zeit als Naturverhältnisse gerechtfertigt wurden, gesellen sich die Medien als scheinbare Naturgewalten. Nicht dass sie selber technischer Natur sind und damit der Verfügung durch

menschliches Bewusstsein tatsächlich ein Stückweit enthoben, macht das Besondere aus. Erstaunlich ist vielmehr, dass die technischen Medien ihrerseits die zweite gesellschaftliche Natur bestätigen sollen. Anhand von Kriterien wie Abstraktion und Rationalisierung stellt die Medientheorie eine seltsame Verwandtschaft her zwischen Markt und Medien, Gesellschaft und Technik. Die Prinzipien des Marktes, könnte man sagen, sind ihrerseits zu technischen Steuerungsfunktionen geronnen. Im digitalen Medium schließlich soll zusammenschließen, was sonst das Geld zwischen Menschen anstellt. Über jeden unterscheidbaren Inhalt erhaben, fließt Information sans phrase. So wie sich im Geld alle Waren unterschiedslos darstellen, findet jede Information im digitalen Code ihre Bewegungsform.

Die Warenhüter, die sich früher zu Ideologen fortbilden konnten, soll es in der automatischen Welt nicht mehr geben. Wer hier ideologisiert, so darf weiter vermutet werden, muss sich auf die gehobene Sprache der Maschinen verstehen: auf Medientheorie beispielsweise, die deshalb mehr als eine im herkömmlichen Sinne postmoderne Veranstaltung sein will. Nicht mehr nur die tradierten Systeme von Wahrnehmung und Erkenntnis sowie Kontemplation und Reflexion als dazugehörige Verhaltensweisen sollen verabschiedet, sondern – über die Diskurszentriertheit des klassischen Postmodernismus hinaus – auch Sprache und Schrift selber vom Standpunkt der fortgeschrittenen Medientechnik neu definiert werden. Im Strukturalismus wurde das Subjekt veräußert an ein symbolisches System, worin es sich seiner selbst soweit sicher sein konnte, als es einer Sprache mächtig war, die dem sonstwie fragmentierten Bewusstsein Gestalt verlieh. Dem elektrisierten Subjekt der neuen Medien bleibt nicht einmal das als Ausrede seiner Existenz. Der Pantextualismus der Postmodernen, die sich nicht scheuten, noch aus Warentausch und Triebnatur ein Zeugnis von Sprache zu machen, ließ immerhin, da alles diskursiv konstruiert und konstruierbar sein sollte, auch Raum für emanzipatorische Ansprüche. Die neuere Medientheorie hat die Fronten verhärtet und an die Stelle elastischer Diskurse Schaltkreise und Steuerbausteine gesetzt. Was vormals eine Diskurspolizei war, deren Ausschließungen und Verbote man in der als Panoptikum vorgestellten Gesellschaft wenn nicht kritisieren, so doch lokalisieren konnte, ist ins Gesetz der Technik selbst übergegangen. Der Rechner ist zur Keimzelle der Mediengesellschaft geworden, die darin ihr Modell und zugleich ewige Rechtfertigung hat.

IV.

Glaukt man Norbert Bolz, sind, „um das Funktionieren unserer sozialen Systeme zu verstehen, Software-Kenntnisse dienlicher als die Lektüre

der Klassiker politischer Ökonomie.“¹⁰ Nun wüsste Bolz vielleicht, wenn er nicht Marx unterschiedslos dazu rechnete, dass ja eine Kritik jener Klassiker schon im Jahr 1867 vorlag. Merkwürdig muss dennoch vorkommen, dass ausgerechnet das Denken in Algorithmen, also nicht einmal Denken im emphatischen Sinne, sondern das Hantieren mit mathematischen Schleifen, die kein Mensch so gut wie eben ein Rechner vollführt, einen Beitrag leisten soll zum Verständnis moderner Gesellschaften. Demnach hätte das Null und Eins der digitalen Information die Ware als Elementarform abgelöst. Dass allerdings nicht ein Rechner weltweit produziert wird, der nicht Ware ist, und nebenbei kaum ein Schaltkreis außerhalb der Warenproduktion in Spannung versetzt, müsste den Medientheoretiker stutzig machen – wenn er nicht auf die Frage, warum überhaupt all der Unfug produziert und um den Globus geschifft wird, selbst wieder das Funktionieren der medialen Systeme anführen würde. Medientheorie, so verstanden, lässt sich allein tautologisch betreiben: etwas muss sein, weil etwas anderes daran angeschlossen ist. Und wenn ein Computer verkauft wird, so rechtfertigt der Tauschakt noch einmal, was auch der Rechner in actu kann – kommunizieren.

Mit Geld und Digitaltechnik wächst zusammen, was zusammengehört. Nach medientheoretischer Auffassung soll sogar das Geld schon in ‚analogen‘ Gesellschaften etwas von der Rationalität der digitalen vorwegnehmen. „Geld ist der Prototyp moderner Rationalität“, erklärt Bolz im Brustton der instrumentellen Vernunft.¹¹ Obgleich selber nicht technisch, sondern institutionell, ist Geld das Steuerungsmedium schlechthin: strikt quantifizierbar und ohne kommunikatives Risiko, weil Verständigung vorweg im Preis festgelegt ist. (Das ‚Rauschen‘, das entsteht, wenn ökonomische Krisen gelegentlich solcher Kommunikation in die Parade fahren, wird hier mit gutem Grund überhört.) Steuerungsmedien, worunter man neben dem Geld vor allem die elektronische Datenverarbeitung zählt, vollführen abstrakte Kopplungsprozesse ohne das Zutun menschlichen Bewusstseins. Die Parallele, die zwischen dem durch und durch gesellschaftlichen Geld und den im Vergleich dazu asozialen Maschinen aufgemacht wird, offenbart den eigentümlichen Fetischismus der Medientheorie, die nicht Technik durch Gesellschaft, sondern umgekehrt Gesellschaft durch Technik begreifen will.

Auf den ersten Blick ist der Vergleich sogar schlagend. Im so verstandenen Geldmedium immerhin sind alle Eigenschaften der modernen technischen Medien bereits angelegt: es ist sprachlos, verfügt über einen binären Code (Zahlen/Nichtzahlen), und die Kommunikation ist stets anschlussfähig, weil das Geld fortwährend zirkuliert. Ähnlich die digitale Informationsver-

arbeitung: Auch sie ist sprachlos, insoweit sich das Medium zunächst an keinem unterscheidbaren Inhalt festmachen lässt, verfügt über Spannung und Nichtspannung als Binärcode und kommuniziert vor sich hin, solange Elektronen in Bewegung sind. Dass allerdings im Unterschied zur ‚Sprachlosigkeit‘ der digitalen Medien – die einfach darin besteht, dass sich der Stromfluß jeder Sprache bemächtigen kann – die ‚sprachlose‘ Wertgeltung des Geldes auf ein gesellschaftliches Verhältnis verwiesen ist, das jene garantiert und das nicht seinerseits medial verrechnet werden kann wie die Voltspannung, muss die Medientheorie dabei ins Hinterweltliche verdrängen. Mag es noch dem Schaltkreis gleichgültig sein, ob er Pornos oder Baupläne für den Benutzer aufbereitet, hängt das als Währung ausgewiesene Geld, seien es Goldmünzen oder Bildschirmbewegungen, an gesellschaftlich nützlicher und darum geldwerter Arbeit, mit der es steht und fällt. Dass die ‚Substanz‘ des Digitalverkehrs das physikalisch nachweisbare und zu allem zu gebrauchende Elektron, die des Geldverkehrs aber die abstrakte gesellschaftliche Arbeit, die weder naturgegeben ist noch störungsfrei gehandhabt werden kann, fällt außerhalb der medientheoretischen Betrachtung.

Ihr strikter Anti-Essentialismus, alles in Kommunikation aufzulösen, führt auch hier zu den abgeschmacktesten Resultaten. Neben aufgebauhter Metaphysikkritik, die als neues Denken verkündet, was seit Nietzsche immer nur in schlechterem Deutsch (oder Französisch) wiederholt worden ist, wird selbst an der unangenehmsten Sorte Metaphysik gearbeitet: einer Ontologie der Medien, die aus sich selbst und über den bloß daseienden Menschen sein sollen. Auf der ökonomischen Ebene gelangt man damit zu den bekannten Argumenten der relativistischen Wertlehre, der die Geldfunktion ursprünglich gegenüber deren Werts substanz ist. Dass die Zahl auf dem Geldschein nicht nur gesellschaftlich etwas gilt, sondern auch etwas zählt – abstrakte Arbeit nämlich –, ist medientheoretisch denkunmöglich. Die Konstruktion bräche in sich zusammen. Die Frage, was Geld ist und vor allem: warum es das überhaupt (noch) gibt, muss in den metaphysischen Giftschrank gesperrt werden. Zur Radikalität, wenn es darum geht, alle Erzählungen vom Menschen als Zahlenkombinationen zu entzaubern, gesellt sich ein nicht minder radikaler Konformismus, der die rationalisierte Welt noch einmal rationalisiert. Wer mit der Wirklichkeit nicht mitzieht, bleibt hoffnungslos als Romantiker, schließlich als Psychotiker zurück.

McLuhan noch hat sich bemüht, den Geldverkehr zumindest historisch aus den Handelswaren analphabetischer Kulturen zu begreifen.¹² Darüber ist die neuere Medientheorie souverän hinweg. Vom ‚Standpunkt der fertigen Phänomene‘ (Marx) aus besehen, den sie treuher-

zig bezieht, ist das Geld einfach da. Es bedarf nicht nur keiner Theorie, sondern auch keiner Geschichte, da die verkürzte Vorstellung vom Tauschmittel mit einigen Verrenkungen auch in vorkapitalistischen Gesellschaften so gut wie heute gilt. Befragt werden kann es demnach nur nach seinen berüchtigten kommunikativen Funktionen, gesellschaftliche Komplexität zu reduzieren oder Überfluß künstlich zu verknapfen. Indem sie sich jener ‚ungeheuren Warensammlung‘, von der Marx sich habe blenden lassen, enthoben glaubt und selber naiv auf die magische Tauschfunktion des Geldes verläßt, errichtet die Medientheorie auch gedanklich ein autopoietisches Wahnsystem, das sich beim Zustandekommen der allgemeinen Äquivalentform nicht aufhalten muss. Von der tückischen Verdoppelung der Ware in Ware und Geld läßt sie – vielleicht um selbst Komplexität zu reduzieren – bloß das Geld über. Da sie nur noch das Geldzeichen als seinem Begriff nach geschichtsloses Kommunikationsmittel kennt, entledigt sie sich im Vorbeigehen auch der Schwierigkeiten, die widersprüchliche gesellschaftliche Natur des Geldes in der kapitalistischen Gesellschaft oder die mit der geldvermittelten Kommunikation zusammenhängenden Produktionsverhältnisse zur Sprache bringen zu müssen. An der im Grunde altbackenen Vorstellung des Geldmediums, die dieses bloß als Tauschmittel gelten lassen will und dabei das Entscheidende – Geld als Geld, d.h. als Kapital – nicht fassen kann, wird Medientheorie, wie der Liberalismus vor ihr, vom Schein der Zirkulation eingeholt und vom Geldfetisch nicht mehr des funkelnenden Goldes, sondern der elektronischen Buchung geblendet.

V.

Zu Beginn der fünfziger Jahre, noch bevor McLuhan dafür berühmt wurde, bemerkte Horkheimer: „Wir werden wieder zu Analphabeten. Unsere Gewandtheit ist von vorgestern. Die Versuche der Künstler vom automatischen Dichten der Surrealisten bis hin zur neusten Musik werden nichts helfen. Wir fallen hoffnungslos zurück. Die Gedanken müssen sich dem Medium anpassen, das sie vermittelt...“¹³

Fünfzig Jahre später kann man, ohne dass das ein Trost wäre, feststellen: nicht nur das Alphabet, auch die Menschen, die sich seiner bedienen, sind noch da. Die Medientheorie, die seither mit dem Ende der Gutenberg-Galaxis das des Menschen verkündete, hat also übertrieben. In anderer Hinsicht hat sie allerdings nicht weniger untertrieben. Aus dem elektronischen Zeitalter, das McLuhan im Anbruch sah, hat er selber wohl noch unzureichende Schlüsse gezogen: „Wenn das Zeitalter der Information von uns den Einsatz aller Fähigkeiten gleichzeitig verlangt, entdecken wir, dass wir am stärksten das Gefühl empfinden, frei zu sein, wenn wir am intensivsten ‚dabei‘, also mit einbezogen sind,

ähnlich wie es Künstler aller Zeiten waren.“¹⁴ Mit dem allseitigen Dabeisein, dem taktilen involvement, wie es im neueren Jargon heisst, schliesst McLuhan an Benjamin an. Die utopische Perspektive indessen, die dieser noch ganz im Geist der Avantgarde an die mediale Technik angelegt hat, verblasst hier zum Werbeslogan. Was mit den Medien im Kommunismus, wie er Benjamin vor Augen stand, geworden wäre, kann heute niemand sagen. Urteilen läßt sich aber über die Mediengesellschaft, wie sie geht und steht, und das durchweg schlecht. Das Dabeisein, das jedem, der nicht zurückbleiben will, freundlich zur Wahl steht, ist vor allem stummer Zwang; nicht unbegrenzte Möglichkeit, sondern die Verpflichtung, bei Strafe des Untergangs nichts versäumen zu dürfen. Nicht alle Welt wird Künstlerin oder Bildungsbürger, dafür Bildung und Kultur, mit deren elektrisch beschleunigter Wiederkehr McLuhan rechnet, in der Tendenz abgeschafft.

Wer hier dabeisein will, muss vor allem „richtig auf die Knöpfe drücken und die Apparaturen verstehen“.¹⁵ Vielleicht müsste die Medientheorie aus ihren mitunter triftigen Prognosen nur die kritischen Konsequenzen ziehen; etwa zu begreifen suchen, dass Medien eben auch gesellschaftlicher, nicht allein technischer Natur sind. Die Gutenberg-Galaxis wäre insofern am Ende, als in der Tat Sprache und Schrift allmählich verkümmern. Die kommunikative Synthesis, wenn man so will, besorgen zwar neben den maschinellen Codes noch immer auch gesprochene und geschriebene Worte, nur nähert sich das menschliche Ausdrucksvermögen, das der Sprache zu ihrem Gehalt verhilft, dem Informationsfluss der Steuerungsmedien an. Sprache selber, das den Menschen scheinbar unmittelbarste Ausdrucksmedium, verstummt zum Signal, worin sich Subjektivität verleugnet. Die mediale Entalphabetisierung, wie man sie ohne Übertreibung nennen kann, läßt die Menschen zwar virtuell am Geschehen, sogar an gesellschaftlicher Herrschaft teilhaben, verschlägt ihnen aber zum Preis dafür die Sprache. Das den Menschen nächste Medium nähert sich den scheinbar entfernten technischen an; eine Einsicht, die Adornos ‚substantialistische‘ Auffassung der Sprache den neueren Kommunikationstheorien noch durchaus voraus hat.

Was diese sich als Vorzug anschreiben, nämlich nicht mehr mit kommunizierenden Subjekten rechnen zu müssen, dafür mit Codes, Koppelungen und Anschlüssen, erweist sich schließlich selber als das leere Gerede, als welches sie die von Menschen losgelöste Kommunikation beschreiben. Dass alle Medien zusammen glänzend funktionieren, will heute niemand bestreiten. Wer nichts weiter als das behauptet, gibt lediglich zu verstehen, dass er selber nicht mehr zu sagen hat, als die Apparate ihm zu denken zulassen. Die Konsequenz aus dem

Niedergang der Schriftkultur, wie er bis heute tatsächlich zu beobachten ist, kann weder der ‚bürgerliche‘ McLuhan noch die postmoderne Medientheorie nach ihm ziehen. Indem nur von Kommunikationstechniken, nicht von den ausgeübten Referenten die Rede ist, wird jede Perspektive auf Gesellschaftliches, das sich nicht in operational terms zerlegen läßt, verbaut. Die Erweiterungen der Kommunikationstechnik, die nach allen Regeln der Kunst theoretisch nachbearbeitet werden, bleiben an sich hohl und zynisch, solange nicht die Frage mit aufgeworfen wird, was sich unter den Polen der Kommunikation, den mehr als nur medial vergesellschafteten Menschen, abspielt.

Wo Kommunikation ist, muss nach den einfachsten Spielregeln der Logik etwas kommunizieren und kommuniziert werden. Adornos Argument gegen die Fundamentalontologie – dass kein Sein ohne Seiendes ist – behält auch gegen jegliche Ontologie der Kommunikation Recht. Dass die Menschen nicht mehr die unbedingten Befehlshaber ihrer Medien sind, wie in der Medientheorie argumentiert wird, läßt sich gegen deren eigene Absicht nur als Kritik der (vergesellschafteten) Medien denken. Dazu reicht es nicht hin, deren Funktionszusammenhang zu beschreiben und Kommunikation als gleichsam wesenloses Wesen des Ganzen zu unterschieben. Dass es noch immer Menschen sind, die an den Schnittstellen der Kommunikation hängen, bestreitet ja selbst keine Medientheorie. Zu fragen wäre daher weiter, was mit ihnen passiert, wenn sie sich nicht mehr untereinander verständigen können, sondern von ihren Apparaten kommuniziert werden, und warum das, weil es einmal so gekommen ist, sein unabwendbares Recht haben soll. Die Auskunft, dass all das die Medien aus sich heraus und ohne Einhaltung tun, mag im Auftreten ihrer Verkünder souverän und publikumswirksam erscheinen, ist aber im Grunde ein Stück Offenbarungstheologie. Die Alternative, die etwa Bolz der Theorie als ihr ‚Friß oder stirb!‘ anbefiehlt: „Medientheoretiker oder Metaphysiker – no medium“¹⁶, ist keine. Wenn Metaphysik von alters her auch das bezeichnet, was über das bloß Seiende hinausweist, stünde sie der sonst um Futurismus nicht verlegenen Medientheorie übrigens gut zu Gesicht; besser allemal als die gottlose Theodizee, die sie hartnäckig betreibt.

VI.

Eine auf digitale Medien fixierte Theorie muss sich die Frage gefallen lassen, wie sie dazu kommt, in einem alten Medium über neue zu sprechen; in Worten über Maschinen, die doch alle Worte überflüssig machen. Das berührt die schon klassische ideologiekritische Frage, wie man sich urteilend über einen Gegenstand erheben kann, dessen Teil man selber ist. Ohne dialektische Beweiskunst, die von Medientheore-

tikern für ungültig erklärt wird, muss man sich den gedanklichen Abstand zum Geschehen ermogeln und schließlich darauf hinausreden, dass Medientheorie überhaupt eine paradoxe Veranstaltung sei. Benjamins Vermutung, dass sich angesichts der modernen Verkehrstechnik „eine neue Wirklichkeit“ vorbereite, „der gegenüber niemand die Verantwortung persönlicher Stellungnahme eingehen kann“¹⁷, wird hier allzu wörtlich missverstanden und die Unmöglichkeit der Aussage, die trotzdem Gültigkeit beansprucht, zur performativen Pointe. Über eine Distanz zur Welt, die außerhalb der vollautomatisierten Wahrnehmung nicht zu haben ist, verfügt man selbstredend nicht. Die Theorie erweckt selber nur den Schein, auf Sichtweite eines deshalb bloß imaginären Außen gehen zu können. Medientheorie behält sich das ‚neukantische‘ Privileg vor, diese Beschränkung der Möglichkeit von Erkenntnis im Unterschied zu allen angeblich metaphysischen Theorien zu Bewusstsein zu bringen. Dass die Zeit der freien Kontemplation vorbei sei, wie Benjamin gesagt hat, spinnst sie zum absurden Erkenntnisverbot weiter, keinen von der Medienwirklichkeit zu unterscheidenden Reflexionspunkt mehr einnehmen zu dürfen, der überhaupt so etwas wie Weltbezüglichkeit – und damit vielleicht die Möglichkeit der Kritik (beispielsweise der politischen Ökonomie) – für sich in Anspruch nimmt.

Das Credo quia absurdum, worin sich Medientheorie geflüchtet hat, darf man insofern auch als das Ergebnis missglückter Selbstreflexion ansehen. Schon beim frühen Derrida heisst es, „das Ende der linearen Schrift ist das Ende des Buches, selbst wenn es bis heute noch das Buch ist, das für neue literarische oder theoretische Schriften nolens volens formbestimmend ist.“¹⁸ Die neuere Medientheorie, die Sprache und Schrift als Medien zwischenmenschlicher Verständigung für gleichermaßen obsolet erklärt, ist darüber weit hinaus. Derridas Programm, „endlich das zu lesen, was in den vorhandenen Bänden schon immer zwischen den Zeilen geschrieben stand“¹⁹ – was ja bekanntlich nicht den Computerfreaks, sondern den Sprach- und Diskurstheoretikern Auftrieb gegeben hat –, ist mediengeschichtlich hinterher. Das unentwirrbare Signifikantenspiel der Schrift, das anstelle der Präsenz und Selbstgewißheit des Subjekts bezeugende Sprache treten sollte, ist selber auf dem Abstellgleis. Neue, das heisst: digitaltechnische Medien sind zwar weiterhin ‚Aufschreibesysteme‘ (F. Kittler). Nur ist ihre Schrift von einer anderen Welt, in deren Intermundien bloß noch solche Zeichen umhergeistern, die den Kontakt zu unter Menschen gültigen Kommunikationssystemen abgebrochen haben. Wenn man daraus, wie Medientheorien es tun, eine Geschichtsphilosophie konstruiert, die dem einen System perpektivisch Vorrang vor dem

anderen gibt, kommt man als Theorie in die Breddouille. Die Textproduktion auch der Medienheorie selber treibt auf einem untergehenden Kanal. Ihr bescheidener Vorzug soll sein, das zur Kenntnis zu nehmen.

In diesem Tenor knüpft Bolz an Derridas Meditationen an: „Auch ein Buch über das Ende der Buchkultur ist natürlich ein Buch. Es hat einen Autor, der Autorschaft in Schaltkreisen verschwinden sieht. Der aufmerksame Leser – auch eine aussterbende Spezies – wird Paradoxien dieser Art vielfach bemerken. Sie sind nicht zu vermeiden, allenfalls in eine operative Form zu bringen. Die theoretische Reflexion kann sich aufs Medium Buch nicht mehr verlassen – doch ein neues ist nicht in Sicht. Darstellung muss einstweilen als Entparadoxierung verfahren. Die einzige Alternative wäre, die Theorie zu eliminieren und rein mit Fakten zu konstruieren – eine Art Konkretion ohne Denken. Unsere Gesellschaft scheint auf diesem Weg zu sein. Ihre Theorie kann das nur beobachten.“²⁰ Was all das in Ausführung bedeuten soll, bleibt freilich schon am Ende dieses einen Buches ebenso unklar wie die ‚Entparadoxierung‘ als Darstellungsverfahren. Der Widerspruchsgeist, den sich solche Medientheorie zugute hält, reduziert sich auf die im Vorwort eingeholte Erlaubnis, stubborn facts und baren Unsinn aneinanderreihen zu dürfen.²¹

Wäre Medientheorie, was sie am wenigsten sein will – Ideologiekritik –, könnte sie vielleicht die ‚Entparadoxierung‘ nach dialektischem Brauch so weit treiben, dass das unmögliche Bewusstsein der Medien, von dem sie ausgeht, gleichsam als technische Verlängerung der ebenso unmöglichen Gesellschaft erscheint. Der Verdacht ist zumindest nicht aus der Luft gegriffen, dass der Fetischismus der Ware – so wie sich nach Marx der Kapitalfetisch der leiblichen Gestalt der Maschinerie bemächtigt – auch mit den Medien seine spitzfindigen Spielchen treibt. Womöglich verstärkt die mediale Automation der Wahrnehmung bloß, was die Warenform dem Bewusstsein längst aufgenötigt hat. Wie weit man den auch sonst mit Vorsicht zu behauptenden Zusammenhang von Warenform und Denkform medientheoretisch ausbauen könnte, sei dahingestellt. Gewißheit besteht jedoch vorweg darüber, dass der Versuch, ein medientechnisches Apriori der Erkenntnis und des Handelns zu begründen, ohne das gesellschaftliche Apriori zur Kenntnis zu nehmen, das seinerseits die Beziehungen zwischen Menschen und Medien dirigiert, noch weit an der überholten Moderne vorbei in die Vergangenheit zurückführt.

Dass die Medientheorie in Amt und Würden sich Kurskorrekturen dieser Art heute gefallen ließe, ist unwahrscheinlich. Dafür sind ihre Protagonisten selber zu sehr der kritischen Theorie entwachsen. Was man noch hier und da aufschnappen kann, sind Fetzen wie aus einem

Traum, an den sich der Erwachte zu erinnern sucht. So äußerte unlängst Bolz in einem Gespräch, er „finde das Kapitel über ‚Warenfetischismus‘ immer noch aktuell“. Dass er mit seinem Deutungsversuch allerdings ein Stück weit vom Wege ab lag, gab er gleich darauf zu Protokoll. Er würde natürlich „daraus keinen ‚Verblendungszusammenhang‘ mehr ableiten. Verführung ist heute eine Dienstleistung des Marktes.“²² Schon Jahre zuvor hatte er in seiner *Kurzen Geschichte des Scheins* den Verblendungszusammenhang, der sich auch in seinem Kopf reproduziert, erst beiläufig bemerkt und sodann medienästhetisch entschärfen wollen.²³ Dass dies bis heute jeder Plausibilität entbehrt, ist wohl nicht auf eine Schwäche der Theorie allein zurückzuführen, sondern auf die ganz praktische Verblendung, die sich, wie es scheint, eben nicht als eine weitere Stufe medialen Scheins abfertigen lässt.

Als verwaltete Welt haben Horkheimer und Adorno den Spätkapitalismus bezeichnet; als verschaltete Welt ließe sich im Anschluß daran vielleicht die Mediengesellschaft unserer Tage apostrophieren. Je später der Kapitalismus, desto ironischer die Begriffe, die man für ihn finden muss. Ernst nehmen lässt er sich längst nicht mehr. Hoffen darf man allerdings fürs Erste, dass „die Welt der Materialität (...), die durchs digitale Raster der virtuellen Realitäten fällt“²⁴, dem ein oder anderen bald den Spaß an der Multi-Mediagesellschaft verderben wird.

- 1 *Auf eine Übersicht der medientheoretischen Literatur wird hier verzichtet. Die Koryphäen – neben dem genannten McLuhan u. a. Baudrillard, Flusser, Virilio, im Hintergrund aber auch so disparate Autoren wie Nietzsche, Benjamin oder Luhmann – sind bekannt. Aufgegriffen werden in erster Linie ohnehin solche Gedanken, die in der neueren Medientheorie als Gemeinplätze bezeichnet werden dürfen. Die bis heute wichtigsten, zumindest prominentesten Medientheoretiker im deutschsprachigen Raum sind Friedrich Kittler und Norbert Bolz. Auf deren Thesen vor allem, worin sich, ungeachtet ihres jeweils originellen Beitrags, auch die jüngere Medientheoriegeschichte in geraffter Form wiederfinden lässt, wird sich exemplarisch und ohne weitere Systematik bezogen.*
- 2 *Vgl. z. B. Friedrich Kittler, Geschichte der Kommunikationsmedien, in: Raum und Verfahren, hg. v. J. Huber und A.M. Müller, Basel/Zürich/Ffm. 1993, S. 188: „Ohne Referenz auf den oder die Menschen haben Kommunikationstechniken einander überholt, bis schließlich eine künstliche Intelligenz zur Interzeption möglicher Intelligenzen im Weltraum schreitet.“*
- 3 *Vgl. Kittler, Die Welt des Symbolischen – eine Welt der Maschine, in: ders., Draculas Vermächtnis. Technische Schriften, Leipzig 1993,*

- S. 61: „Kants ‚Ich denke‘ (...) war im Wahren, solange ihm keine Maschine die Pattern recognition abnahm.“
- 4 Karl Marx, *Das Kapital I*, MEW 23, S. 446.
- 5 Von Jean-Louis Comolli, früher Redakteur der berühmten *Cahiers du Cinéma*, stammt der Satz: „the machine is always social before it is technical.“ (Machines of the Visible, in: *The Cinematic Apparatus*, hg. v. Teresa de Lauretis und Stephen Heath, London 1980, S. 122) Medientheorien, die dieses Verhältnis umkehren, neigen dazu, die Maschine zu einer Art *ens realissimum* zu verklären. Warum überhaupt Medien-Maschinen so sehr die Phantasie kulturbeflissener Intellektueller beschäftigen, wäre vielleicht mal eine interessante psychoanalytische Frage.
- 6 U.a. erschien damals der Sammelband: *Kritische Kommunikationsforschung. Aufsätze aus der Zeitschrift für Sozialforschung*, hg. v. D. Prokop (eingeleitet v. O. Negt), München 1973; vgl. dazu auch: *Massenkommunikationsforschung*, 2 Bde., hg. v. D. Prokop, Ffm. 1972. – Nicht nur was die ausdrücklich kritische Absicht angeht, auch hinsichtlich des ‚soziologischen‘ Medienbegriffs, der sich an Funktionsweise und Wirkung der Massenmedien im landläufigen Sinne hält, haben diese Texte mit heutiger Medientheorie kaum noch etwas gemein.
- 7 Zu den wenigen – selbst noch vergleichsweise freundlichen – Versuchen, den digitalen Medien samt ihrer Theorie durch immanente Kritik auf die Spur zu kommen, gehören z. B.: Hartmut Winkler, *Docuverse. Zur Medientheorie der Computer*, München 1997; Dierk Spreen, *Tausch, Technik, Krieg. Die Geburt der Gesellschaft im technisch-medialen Apriori*, Hamburg 1998.
- 8 Max Horkheimer/Theodor W. Adorno, *Dialektik der Aufklärung*, zit. n. Horkheimer, *Gesammelte Schriften Bd. 5*, Ffm. 1987, S. 253.
- 9 Marshall McLuhan, *Die magischen Kanäle. Understanding Media*, Düsseldorf 1992, S. 63.
- 10 Norbert Bolz, *Am Ende der Gutenberg-Galaxis. Die neuen Kommunikationsverhältnisse*, München 1993, S. 7.
- 11 Ebd., S. 93.
- 12 Vgl. McLuhan, a. a. O., S. 155ff.
- 13 Horkheimer, *Notizen 1949-1969, Gesammelte Schriften Bd. 6*, Ffm. 1991, S. 238f.
- 14 McLuhan, a. a. O., S. 393; vgl. auch: McLuhan, *Die Gutenberg-Galaxis. Das Ende des Buchzeitalters*, Düsseldorf/Wien 1968.
- 15 Horkheimer, a. a. O.
- 16 Bolz, *Theorie der neuen Medien*, München 1990, S. 56.
- 17 Walter Benjamin, *Das Passagen-Werk, Gesammelte Schriften Bd. V*, Ffm. 1982, S. 833.
- 18 Jacques Derrida, *Grammatologie*, Ffm. 1974, S. 154f.
- 19 Ebd., S. 155.
- 20 Bolz, a. a. O., S. 8f.
- 21 Ein aus dieser Warte ‚bürgerliches‘ Verhältnis zum Buch als Medium der Wahrheit hatte noch Adorno, der aus ganz anderer Richtung die technischen Medien als ärgsten Feind der geduldigen Erkenntnis ausmachte: „Bücher, die sich weigern, nach den Regeln der Massenkommunikation mitzuspielen, trifft der Fluch des Kunstgewerbes. Was geschieht, beängstigt wegen seiner unausweichlichen Logik; tausend Argumente können dem Widerstrebenden beweisen, dass es so und nicht anders sein müsse und dass er hoffnungslos reaktionär sei. Ist es schon die Idee des Buches selber? Dennoch ist keine andere sprachliche Darstellung des Geistes sichtbar, die möglich wäre ohne Verrat an der Wahrheit.“ (Adorno, *Bibliographische Grillen, Gesammelte Schriften Bd. 11*, Ffm. 1974, S. 348f.)
- 22 „Die Weltgesellschaft – eine gigantische Benutzeroberfläche“ (Gespräch mit N. Bolz, 1999), einzusehen unter: www.heise.de/tp/deutsch/inhalt/co/5153/1.html.
- 23 Vgl. Bolz, *Eine kurze Geschichte des Scheins*, München 1991, S. 107f.
- 24 Bolz, *Design des Immateriellen*, in: *Sehsucht. Über die Veränderung der visuellen Wahrnehmung*, hg. v. U. Brandes, Göttingen 1995, S. 160.

Freie Software und Kapitalismus*

von Sabine Nuss und Michael Heinrich

Freie Software als „Anomalie“

Die Herausbildung weltweiter Verknüpfung von Computern und Computernetzen stellt nicht nur selbst eine neue Kommunikationstechnologie dar, sondern bringt auch sukzessive neue Informationsprodukte, Produktions- und Distributionsformen hervor. Musik, Literatur, Software oder Filme gab es zwar schon vor dem Internet, aber mittels der Digitalisierung können die „Netzinhalte“ (Text, Klang, Bild, Algorithmen) als Bits ohne größeren Aufwand und verlustfrei (das Original „leidet“ nicht) vervielfältigt und direkt an die computerisierten Nutzer verbreitet werden. Ein Zwischenhändler oder ein Distributor, der zugleich das Monopol auf die Verwertungsrechte der Inhalte hat, wird damit obsolet. So kann ein Musiker sein neues Stück direkt ins Netz stellen, ein Schriftsteller seinen Text, ein Programmierer seine Software. Weiterhin kann an einem Informationsprodukt, wie beispielsweise Software, weltweit und dezentral gearbeitet werden, vorausgesetzt die technische Infrastruktur und das know how sind gegeben.

Dieses Charakteristikum des Internet (Digitalisierung + weltweiter Transfer) stellt die Frage nach den kapitalistischen Verwertungsmöglichkeiten von Informationsprodukten neu. Zur Verwertung benötigt man nicht nur ein Produkt, welches auf ein zahlungswilliges und zahlungsfähiges Bedürfnis stößt, sondern auch die Gewissheit, dass dieses Produkt nirgendwo anders ohne großen Aufwand quasi umsonst zu haben ist: Verwertung braucht Knappheit. Das Internet bietet jedoch zumindest im gegenwärtigen Zustand einen „Überfluss“ an Daten, oder besser: die Abschliessung von Daten im Netz unter dem exklusiven Titel des privaten Eigentums ist technisch noch nicht umfassend realisiert. So schwirren und flirren von Rechner zu Rechner quer über Ländergrenzen hinweg Informationsprodukte in Form von Bits und Bytes und tun so, als hätten sie mit der Warenform nichts am Hut.

Während Unternehmen versuchen, die traditionellen Intellectual Property Rights (IPR) mittels technischer Sicherungsinstrumente (Kopierschutz) auch im Cyberland durchzusetzen

und damit eine Art virtueller Enclosures¹ (Aneignung von Datenland) initiieren (vgl. dazu Nuss 2002), während zugleich die Staaten Nutzer und Anbieter von frei zugänglichen digitalen Inhalten illegalisieren, um auch das Cyberland der herrschenden Rechtsordnung zu unterwerfen, entstehen andererseits Produkte und Produktionsformen, die sich diesen Enclosures und der Verwertung zu entziehen meinen: *Die Freie Software*.

Freie Software ist Software, die sich von kommerzieller Software im wesentlichen dadurch unterscheidet, dass ihr Quellcode² bei Weitergabe des Programms mitgeliefert, einsehbar und veränderbar ist. Die Nutzung Freier Software ist kostenlos (das heisst nicht, dass ihre Träger, wie z.B. CD-ROM, kostenlos sind). Die Produktion Freier Software erfolgt im wesentlichen dezentral (via Internet, örtlich ungebun-

* Die folgende Text ist die gekürzte Fassung eines Vortrags, den wir bei der ersten ÖkonouX Konferenz in Dortmund 28.-30. April 2001 gehalten haben.

den) von unterschiedlich organisierten Entwicklerteams und zumeist ohne finanzielle Entlohnung. Die Entwickler befinden sich mit dieser Tätigkeit (in der Regel) in keinen eigens dafür zweckbestimmten Lohnarbeitszusammenhängen, sondern programmieren in der Freizeit, während der regulären Arbeitszeit oder nach Feierabend; und bei Studenten im Rahmen oder während des Studiums. Der Zweck der Programmierarbeit ist nicht der Tauschwert, sondern der Gebrauchswert: es wird gearbeitet, um ein Produkt herzustellen, nicht um zu tauschen. Das Produkt, die Freie Software, wird ins Netz gestellt; zum einen kann so jeder Programmierer weltweit an der Entwicklung mitarbeiten, zum anderen können Anwender sich so ebenfalls weltweit das Produkt auf ihre Festplatte laden – ohne dafür zu bezahlen.

Privateigentum an Freier Software gibt es nicht. Das bekannteste rechtliche Instrumentarium, welches Freie Software vor einer Reprivatisierung schützen soll, ist die GNU General Public License (GPL) – auch „Copyleft“ genannt.³ Neben GPL entstanden und entstehen allerdings zahlreiche Lizenzen, die die strikten Regelungen der GPL aufweichen (vgl. ausführlich zu Freier Software: Grassmuck 2000). Zu den bekanntesten Freien Software Programmen zählen u.a. das Betriebssystem Gnu/Linux, der Internet-Server Apache, der Compiler Gcc, die Programmiersprache Perl, das Desktop KDE, das Bildbearbeitungsprogramm Gimp.

Auf neue technische Entwicklungen folgen theoretische Reflexionen, die das Neue einordnen und interpretieren. Bei der Freien Software sind die reflektierenden Wissenschaftler, Politiker, Künstler, Journalisten, Techniker usw. mit einer „Anomalie“ konfrontiert, wie sie – in ganz anderen Zusammenhängen – von dem Wissenschaftshistoriker Thomas Kuhn (1962) beschrieben wurde. Kuhn betonte, dass die wissenschaftliche Entwicklung nicht einfach in einer Abfolge bestätigter oder falsifizierter Theorien besteht, sondern dass der Theoriebildung „Paradigmen“ zugrunde liegen, Muster, nach denen Theorien überhaupt gebildet werden und in denen sich eine bestimmte Weltsicht niederschlägt. Paradigmen können durch empirische Ergebnisse nicht ohne weiteres widerlegt werden, da sie die Verarbeitung dieser Ergebnisse ganz wesentlich organisieren. Eine „Anomalie“ ist ein Phänomen, das sich der üblichen Verarbeitung entzieht, es passt nicht so richtig in das herrschende Paradigma hinein. Kuhn beschreibt verschiedene Arten, wie die wissenschaftliche Community auf solche Anomalien reagieren kann. Die Anomalie kann von vorneherein ignoriert werden (mitunter auch, weil sie gar nicht als Anomalie wahrgenommen wird). Wird sie wahrgenommen, dann wird normalerweise versucht, sie mit Hilfe zusätzlicher Annahmen doch irgendwie in das herrschende Paradigma

zu integrieren. Wenn dies misslingt, wird sie meistens als „ungelöstes Problem“ zur Seite gelegt, in der Hoffnung, dass künftige Forscher das Problem lösen werden. Ein besonderer Fall liegt jedoch vor, wenn diese Anomalie in ein neues Paradigma passt, das mit dem herrschenden Paradigma konkurriert. Dann wird die Anomalie von den Anhängern des neuen Paradigmas begierig als „Bestätigung“ aufgegriffen.

Zu den paradigmatischen Grundlagen der bürgerlichen Ökonomie gehört die Auffassung, dass nur Privateigentum für die Einzelnen eine ausreichende Anreizfunktion habe und daher auch nur Privateigentum zu (wirtschaftlicher) Effizienz führen könne. Dieser Gedanke hat eine lange Tradition. Schon Aristoteles machte ihn gegen die Staatsutopie Platons (die für die herrschende Klasse eine auf Gemeineigentum beruhende Gemeinschaft vorsah) geltend. Mit John Locke (1632-1704) – der zentralen Gestalt der frühen bürgerlichen Sozialphilosophie – erfährt dieser Gedanke dann die für die bürgerliche Ökonomie entscheidende Zuspitzung. Locke betrachtete die „eigene Arbeit“ (zu der er immer schon – auch im „Naturzustand“ – die Arbeit des eigenen Knechtes rechnete) als Grundlage des Eigentums: was ich mit eigener Arbeit „vermischen“ kann, wird zu meinem Eigentum. Gemeineigentum ist automatisch unproduktiv, denn wenn es wirklich Gemeineigentum bleiben soll, darf es niemand bearbeiten. Privateigentum, Arbeit und Produktivität wird damit sowohl funktional (produktive Arbeit ist nur möglich auf der Grundlage von Privateigentumsverhältnissen) wie auch normativ (Arbeit legitimiert Eigentum) zusammengeschlossen. Im 20. Jahrhundert wurde dieser Gedanke von Douglass North, der nicht zuletzt dafür den Nobelpreis für Wirtschaftswissenschaften erhielt, „modernisiert“ ausformuliert. Die Kernthese von North lautet: „Je gesicherter die (privaten) Eigentumsrechte, desto größer der Anreiz, desto effizienter die Wirtschaftsleistung“ und damit versuchte er den Verlauf der Wirtschaftsgeschichte von der Jungsteinzeit bis zur Gegenwart zu erklären.

Die Freie Software steht jedoch quer zu diesen Auffassungen: nicht nur verzichten ihre Entwickler auf ihre Eigentumsrechte (ein solcher Verzicht ist auch in anderen Bereichen, etwa bei ehrenamtlichen Tätigkeiten nicht unbekannt), dieser Verzicht auf die Eigentumsrechte ist hier jedoch die Vorbedingung einer weltweiten Kooperation, durch die das Produkt überhaupt hervorgebracht und verbessert wird. Ohne Privateigentum existieren hier sowohl Arbeitsanreiz als auch Effizienz. Freie Software bricht den normativen wie auch den funktionalen Zusammenhang von Arbeit, Eigentum und Effizienz auf. Insofern ist Freie Software eine „Anomalie“ für das Privateigentumsparadigma der bürgerlichen Ökonomie.

„Keimform-Theoretiker“

Von der herrschenden, bürgerlichen Ökonomie wird die Anomalie „Freie Software“ schlicht ignoriert. Kritiker des herrschenden Paradigmas haben sich dagegen ausführlich mit Freier Software beschäftigt. Wir wollen uns im folgenden mit den „Keimform-Theoretikern“, beschäftigen, die meinen in der „Anomalie“ Freie Software einen subversiven Gehalt zu entdecken: Die Freie Software wird als „Chance“ gesehen, den Kapitalismus zu überwinden. Freie Software fungiert in diesem Verständnis als „Keimform“ einer künftigen nicht-kapitalistischen Gesellschaft.

Dass Freie Software Arbeitsanreize schafft und effizient ist, wird von den „Keimform-Theoretikern“ mit ihren spezifischen Produktionsbedingungen erklärt: Die Art und Weise, wie Freie Software entwickelt wird, sei eine im Gegensatz zur kapitalistisch organisierten Lohnarbeit nicht entfremdete Arbeit. Die Abwesenheit von Zwang (Verwertungszwang, Konkurrenzdruck, usw.) führe zu individueller Selbstentfaltung: Spass und Lust an der Tätigkeit und das Interesse an der Nützlichkeit des Produkts (nicht am Tauschwert) seien der treibende Motor und die Motivation der (in der Regel unbezahlten) Programmierung von Freier Software. „Nur in freien Projekten, in denen sich Einzelne nicht wie in Kommerzprojekten nur auf Kosten anderer durchsetzen können, sondern nur in Kooperation mit ihnen, steht das eigene Interesse nicht im Widerspruch zu den Interessen anderer. Diese Form der eigenen Entfaltung in einer kooperativen Form meine ich mit dem Begriff der Selbstentfaltung“ (Meretz 2000: 9). Die Möglichkeit der Selbstentfaltung in einem anspruchsvollen Tätigkeitsbereich schafft einerseits den Arbeitsanreiz, andererseits soll gerade diese vom Konkurrenzdruck freie Selbstentfaltung neue Produktivitätspotentiale freisetzen, die für die Effizienz freier Software verantwortlich sind und die von kapitalistischen Unternehmen nicht im selben Maße erreicht werden können. Dies – zusammengenommen mit der neuen Technologie, also der einfachen Reproduzierbarkeit und Verbreitung von Wissen – stelle den Kapitalismus grundsätzlich in Frage: „Ist diese Technik an sich schon revolutionär genug, ... so hat die digitale Kopie in Verbindung mit Freier Software und deren Selbstentfaltung erst wirklich systemsprengendes Potential“ (Merten 2001).

Dieses systemsprengende Potential wird vor allem in einer weiteren Eigenschaft Freier Software gesehen: Freie Software befinde sich außerhalb der „Verwertungs-Maschine“ des Kapitalismus: zwar sei das Kapital auch daran interessiert, mit Freier Software Geld zu verdienen und tut es auch, stosse dabei jedoch an Grenzen: „Sie [die GNU General Public License, die Verf.] stellt sicher, dass Software dauerhaft frei bleibt

oder ökonomisch formuliert: sie entzieht Software dauerhaft der Verwertung“ (Meretz 2001). In diesem Zusammenhang wird auch auf den „Community-Geist“ der Freien Software-Bewegung verwiesen, der eine Verwertung Freier Software zusätzlich erschwere. So habe die Firma Corel eine GNU/Linux-Distribution vermarkten wollen, ohne jedoch den Quellcode offenzulegen und sei damit gescheitert: „Sehr schnell haben sie (Corel, die Verf.) eingesehen, dass sie sich besser nicht mit der Freien-Software-Bewegung anlegen, die bei Bekanntwerden dieser Fakten empört aufgeschrien hat“ (Merten 2001).

Die Rede von der „Keimform“ impliziert, dass sich aus der Freien Software etwas entwickelt: „Die Freie Software da herausgeholt zu haben [aus dem Verwertungszusammenhang, die Verf.], war eine historische Tat. Jetzt geht es darum, sie draußen zu behalten, und nach und nach weitere Bereiche der kybernetischen Maschine abzutrotzen“ (Meretz 2001). Anscheinend soll Freie Software so eine Art nicht-kapitalistischer Brückenkopf innerhalb des kapitalistischen Terrains sein, von dem ausgehend dann immer neue Gebiete erobert, d.h. der Verwertung entzogen werden, bis für das Kapital schließlich nichts mehr übrig bleibt. Das Ergebnis dieses Prozesses wäre eine neue Gesellschaft, die „GPL-Gesellschaft“ (Merten in Anlehnung an die General Public License): „Die Freie Software mit ihren Prinzipien jenseits der Verwertung, die das Wort von der Informationsgesellschaft auf den Begriff bringt, scheint die lange gesuchte Keimform zu sein, die eine Vergesellschaftung auf dem Stand der Produktivkraftentwicklung aber jenseits der Tausch- und Arbeitsgesellschaft erstmals aufscheinen lässt“ (Merten 2001).

Zwar sei heute nicht klar, wie so eine „GPL-Gesellschaft“ genau aussehen würde, es könne allerdings auf Basis der gemachten Erfahrungen mit Freier Software erörtert werden, auf welchen Grundlagen eine solche Gesellschaft beruhen müsste. Diese seien charakterisiert von frei zur Verfügung stehenden Gütern und Wissen. Es wird genommen, was gebraucht wird und nicht gegen Geld getauscht. Die Produktionsmittel müssten „Selbstentfaltung auf breiter Basis“ ermöglichen, es müsse Spass machen, an diesen Produktionsmitteln tätig zu sein. Es gäbe keine Arbeit mehr im herkömmlichen Sinne, es würde nicht mehr für einen Markt produziert werden, sondern aus „konkreten, menschenbezogenen Gründen“ (vgl. Merten 2001). Kurz: es gäbe kein Geld, keine Ware, keine (Lohn)Arbeit, keinen Tausch und die wichtigste Produktivkraft der Menschheit wäre die menschliche Selbstentfaltung.

Wie sich aus der Freien Software als Keimform die „GPL-Gesellschaft“ entwickelt, bleibt uneindeutig. „Keine neue Gesellschaft löst die alte ohne Widerstand ab. Zunächst entwickeln sich Keime des Neuen in den Nischen des Alten.

Schließlich wird das Neue so mächtig, dass die Verwalter des Alten Konzessionen machen müssen und das Neue gleichzeitig bekämpfen und verhindern wollen. Das Neue wird sich dann durchsetzen, wenn es effektiv besser ist als das Alte. Dabei ist es klüger, nicht auf dem ureigenen Terrain des Alten zu kämpfen, sondern die Spielregeln zu ändern und sich auf neuem Terrain zu behaupten“ (Meretz 2000). Einerseits klingt hier ein gewisser technischer Determinismus an, andererseits ist aber auch von Kämpfen die Rede. Faszinierend für die „Keimform-Theoretiker“ scheint der Gedanke zu sein, dass man eine grundlegende gesellschaftliche Veränderung erreichen kann, nicht in dem man den Kampf mit dem Alten direkt aufnimmt, sondern indem man das Neue bereits praktiziert. Dabei hat man dann vielleicht mit einigen Widerständen zu tun, das Terrain des Neuen, so die Überzeugung wird sich aber allein schon deshalb ausdehnen, weil es „effektiv besser“ als das Alte ist – ein Gedanke, bei dem unterstellt ist, das Alte und Neues immerhin so nah sind, dass sie die Maßstäbe (wie zum Beispiel für Effektivität) noch teilen!

Entgegnungen

Freie Software wird zum Hoffnungsträger für eine irgendwie „bessere“ Welt. Wie kommt es, dass der Freien Software eine solch wichtige Vorreiterrolle zuerkannt wird? Erst mal ist Freie Software nichts als ein Produkt mit spezifischen Anwendungsprofilen zur Ausführung und Regulation von Arbeitsprozessen (oder Spielen). Freie Software ist als fertiges Produkt, in seinen technischen Eigenschaften von proprietärer Software in nichts zu unterscheiden. Ob sie tatsächlich in einiger Hinsicht besser funktioniert als proprietäre, ist umstritten (kritisch zu den Vorteilen von Linux: Winzerling 2002). Was als entscheidender Vorteil herausgestellt wird, dass es mir als Benutzer möglich ist, die Software zu verändern (weil der Quellcode aufgrund der GPL offen und nicht wie bei proprietärer Software geschützt ist), hat jedoch nur für die kleine Minderheit von Nutzern Bedeutung, die sowohl über die technischen Fähigkeiten als auch über die Zeit für solche Eingriffe verfügen. Die Masse der Nutzer geht mit Freier Software auch nicht anders um als mit proprietärer.

Entzieht sich Freie Software der Verwertung?

Dass sich Freie Software der Verwertung entziehen würde, ist ein oft gehörtes Argument bei jenen, die der Freien Software systemsprengendes Potential beimessen: die Tatsache, dass die GPL den privaten Eigentumsanspruch verhindert, so das Argument, führe zu einem „Überfluss“ an Freier Software, sie ist jedermann frei zugänglich und verunmögliche daher die künstliche Verknappung als Voraussetzung für kapita-

listische Verwertung – etwas, was alle kostenlos haben können, ist natürlich schwer verkäuflich. In dieser Wahrnehmung wird offensichtlich „Verkauf“ mit „Verwertung“ gleichgesetzt. Nun ist aber mit den Schwierigkeiten beim Verkauf nur eine Seite des Verwertungszusammenhangs „verwundet“ und zwar jene, die in der Zirkulation stattfindet. In der Produktionssphäre kann Freie Software aber ohne weiteres eingesetzt und zum Bestandteil des kapitalistischen Verwertungsprozesses werden. Dies ist in zweifacher Hinsicht möglich. Zum einen kann Freie Software als kostenloses Produktionsmittel genutzt werden, was im Vergleich zur Verwendung proprietärer Software, die bezahlt werden muss, die Profitrate erhöht. Zum anderen kann Freie Software aus dem Netz gezogen und unter Zusatz von zusätzlicher Arbeit, wie Support oder der Erstellung von Handbüchern, verkauft werden. Verwertet hat sich dann das vorgeschossene Kapital für die Arbeitskraft und die Produktionsmittel für Handbücher oder/und CD-ROMs. Die Freie Software hat sich zwar nicht verwertet, weil kein Kapital dafür aufgewendet wurde, sie bildete in diesem Fall aber die Grundlage dafür, dass ein Verwertungsprozeß überhaupt in Gang kam. Freie Software wird bereits auf beide Weisen seit längerem verwendet, Tendenz steigend.⁴ Warum gerade Computerproduzenten verstärktes Interesse an Freier Software, insbesondere an Linux haben, macht Werner Winzerling (2002) deutlich: da Microsoft ein Quasi-Monopol für PC-Betriebssysteme besitzt, sei Linux ein willkommenes Gegengewicht, denn auch die Hardware-Produzenten können durch einen Softwaremonopolisten geschädigt werden. In diesem Fall wäre das Interesse an Linux weder in seinen besseren Produkteigenschaften noch in seinem „freien“ Charakter begründet, sondern schlicht und einfach darin, dass es überhaupt eine Alternative zu Windows darstellt.

Freie Software kann als kostenloser Rohstoff angeeignet werden, wie Luft oder Sonne – mit dem einzigen Unterschied, dass menschliche Arbeitskraft darin steckt. Somit kann man folgern: die völlig kostenlose Aneignung fremder Arbeit (nicht einmal Lohn ist zu zahlen) dient als Mittel für einen ganz normal kapitalistischen Verwertungsvorgang. Hier dreht sich der positive Bezug auf Freie Software gewissermaßen um: die unbezahlte Aneignung von fremder Arbeit wird von der GPL legitimiert („allen frei zugänglich“). Der „Überfluss“ an Freier Software stellt für die Kapitalverwertung überhaupt kein Problem da. Dass sich Freie Software der Kapitalverwertung prinzipiell entziehen würde, ist eine Illusion.

Keimform

Wenn wir die Debatten zur „Keimform“, wie sie vor allem im Umkreis von www.oekonux.de

geführt werden, richtig verstanden haben, ist mit „Keimform“ ein neues Prinzip gemeint, das zum einen mit dem bestehenden System prinzipiell unverträglich ist und das zum anderen zum Ausgangspunkt einer Unterminierung und schließlich einer Überwindung des alten Systems werden kann. Dass Freie Software zwar einerseits eine „Anomalie“ für das Privateigentumsparadigma darstellt, dass sie aber mit dem alten System – der Kapitalverwertung – keineswegs unverträglich ist, haben wir oben zu zeigen versucht. Wie steht es aber nun mit der Ausbreitung der „Anomalie“? Als Ansatz dafür, wie man der „kybernetischen Maschine“ weitere Bereiche „abtrotzen“ könne, wird auf freie Projekte im Internet verwiesen, wie z.B. freie Literatur, freie Musik, eine freie Enzyklopädie, usw. Interessant wird es dann aber beim Hinweis auf „Freie materielle Güter“, dort gäbe es auch schon Projekte, die versuchen, die Prinzipien Freier Software auf die Produktion materieller Güter umzusetzen: „Zunächst scheint dies eine unüberwindliche Hürde, da materielle Güter nicht den Bedingungen der digitalen Kopie unterliegen“ (Merten a.a.O.). Dennoch seien einige interessante Entwicklungen zu beobachten. Als Beispiel werden Oscar, die Entwicklung eines Autos, oder die Entwicklung von Entwurfsplänen für elektronische Schaltungen genannt. In diesem Zusammenhang wird dann aber wieder darauf verwiesen, dass zur Realisierung dieser Ideen kommerzielle Firmen den Vorteil hätten, Entwicklungskosten zu sparen: „So gibt es inzwischen mehrere Projekte, die sich mit dem Design materieller Güter befassen. Sie entwerfen dabei ein Gut, das dann von kommerziellen Firmen hergestellt werden kann. Der Vorteil für eine Herstellerfirma liegt darin, dass sie die Kosten für eine Produktentwicklung nicht selbst aufbringen muss“ (Merten 2001). Zum einen wirkt es befremdlich, dass ein Autor, der ansonsten den systemsprengenden Charakter Freier Software betont, nun die Kostenersparnis eines kapitalistischen Unternehmens als „Vorteil“ der Freien Software anpreist. Zum anderen erscheint uns die von Merten als nur „zunächst“ unüberwindlich bezeichnete Hürde vielmehr konstant unüberwindlich zu sein.

Dass Freie Software auf (relativ) breiter Basis produziert werden kann, hat zur Voraussetzung, dass ihre Produktionsmittel – PC und Netzzugang – in den entwickelten kapitalistischen Ländern billig zu haben sind (für die Mehrheit der Menschen, vor allem in den Ländern der „Dritten Welt“, sieht dies erheblich anders aus). Dass die Produktionsmittel für Freie Software so billig sind, liegt letzten Endes daran, dass es sich hier um „Informationsprodukte“ handelt: das eigentliche Produkt ist die Information (das Programm, oder auch der Plan eines Autos), materiell ist lediglich der Träger der Informa-

tion. Die Bearbeitung, Speicherung und das Kopieren von Information sind aber relativ einfach, mit wenig Material- und Arbeitsaufwand durchführbar und dadurch billig geworden. Ganz anders sieht es aber bei materiellen Produkten aus. Ein Auto zu bauen erfordert erheblich „mehr“ Aufwand an Produktionsmitteln (und damit auch an Kosten), als ein Software-Tool zu programmieren: ein PC steht auf vielen Schreibtischen, eine Montagehalle mitsamt den entsprechenden Maschinen kann sich nur eine Autofirma leisten. Insofern findet die „Keimform“ an der Welt der kostenaufwendigen und arbeitsintensiven materiellen Produkte ihre Schranke. Von einer Unterminierung kapitalistischer Verhältnisse ist auch in dieser Hinsicht nichts zu sehen.

Selbstentfaltung

Als Besonderheit der Produktion Freier Software wird schließlich noch geltend gemacht, dass hier Menschen kooperieren, deren Tätigkeit durch „Selbstentfaltung“ charakterisiert sei: es ist nicht die Orientierung am Tauschwert der Produkte oder am Lohn, sondern das inhaltliche Interesse am produzierten Gebrauchswert und der Spaß an der Kooperation mit anderen, welche die einzelnen motivieren, ihre Zeit in die Produktion Freier Software zu stecken.

In der Tat ist es beeindruckend, wie es dabei gelingt, dass Menschen weltweit zusammenarbeiten und komplexe Produkte hervorbringen, nicht nur ohne die Motivation des Tauscherts, sondern auch unter weitgehendem Verzicht auf eine hierarchische Leitungsstruktur. Einer grundsätzlichen Alternative zum Kapitalismus, einer Gesellschaft also, die ohne Geld, Tausch und staatlichen Zwangscharakter der Reproduktion auskommt, einer Gesellschaft, die man als „kommunistisch“ bezeichnen kann (und die mit den in Osteuropa untergegangenen „kommunistischen Staaten“ offensichtlich nichts gemein hat), wird gerne vorgeworfen, sie könne es nicht geben, denn „der Mensch“ sei eben gar nicht so: ohne äußeren Druck einerseits und materiellen Anreiz andererseits laufe gar nichts und das Ganze müsse außerdem noch durch fähige Leitungspersonen an der Spitze gesteuert werden. Dazu stellt die Produktion freier Software tatsächlich ein Gegenbeispiel dar. Sie macht deutlich, dass selbst unter den Bedingungen des Kapitalismus eine andere Form der Produktion möglich ist – und zwar nicht nur in dem beschränkten Rahmen eines kleinen Projektes, das überschaubar ist und bei dem sich alle kennen, sondern innerhalb eines weltweiten Verbundes. Insofern ist die Produktion Freier Software ein wichtiges Beispiel für die Möglichkeit anderer Kooperationsformen – aber auch nicht mehr. Weder kann sich dieses Beispiel dem kapitalistischen Zugriff entziehen, noch stellt es eine „Keimform“ dar.

Auch dieses Beispiel ist in den kapitalistischen Kontext integriert. Dies gilt nicht nur für ihre Produkte, die keineswegs jenseits des kapitalistischen Verwertungszusammenhangs stehen, dies gilt auch für die auf „Selbstentfaltung“ beruhenden Produktionsbedingungen. Dass Menschen im Kapitalismus in dieser Weise kooperieren können, hat zur Voraussetzung, dass einerseits ihr Lebensunterhalt gesichert ist (entweder indem sie Lohnarbeit leisten oder z.B. als Studenten staatlich alimentiert werden) und dass ihnen die Sicherung ihres Lebensunterhaltes andererseits genügend Zeit lässt, sich mit Freier Software zu beschäftigen. Betrachtet man die kapitalistischen Verhältnisse weltweit, dann gehören diejenigen, die Freie Software entwickeln, zu einer kleinen, privilegierten Gruppe innerhalb der entwickelten kapitalistischen Länder. Diese Privilegierung lässt sich unter kapitalistischen Bedingungen wohl kaum verallgemeinern. Aber auch für diejenigen, die diese Privilegierung heute genießen können, besteht immer die Gefahr, dass sich ihre Situation aufgrund von Krisenprozessen ändert: dass sie arbeitslos werden oder die Arbeitsintensität steigt, dass Ausbildungsförderung gestrichen oder der Druck in den Ausbildungsinstitutionen erhöht wird. Insofern liegen auch die ProduzentInnen Freier Software lediglich an der (im Moment etwas längeren) Leine des Kapitals.

Aber selbst die angesprochene „Selbstentfaltung“ entzieht sich nicht gänzlich der Verwertung. „Selbstentfaltung“ ist eine Produktivkraft, die auch das Kapital seit einiger Zeit für sich entdeckt. So hat Norbert Bense, verantwortlich für Human Resources der DaimlerChrysler Services AG, jüngst bei einem Vortrag auf der Konferenz „Gut zu Wissen“ der Heinrich-Böll-Stiftung neue Arbeitskonzepte vorgestellt, die in ihrem nicht nur sprachlichen Habitus sehr den Selbstentfaltungsaspekten, die der Freien Software zugeschrieben werden, ähneln. Er verwies auf das Modell OpenSource als Vorbild und beschrieb das neue Arbeitsmodell mit folgenden Stichworten: „Spass haben“ (statt Geld verdienen, als Motivation...), „Freiwillige motivieren“, „Anerkennung für cool code“, „Kunden zu Mitarbeitern machen“, „Bedürfnis der Mitarbeiter nach Entfaltung“ usw. Im Abstract zu seinem Vortrag heisst es unter anderem: „...gängige Strukturmodelle mit einer festen Befehlshierarchien von oben nach unten spiegeln die betriebliche Realität nicht mehr wieder...“ (Bense 2001).

Auch den Anhängern der „Keimform-Theorie“ ist dieser Sachverhalt bekannt. So schreibt Stefan Meretz: „...die Sachwalter des Kapitals als Exekutoren der Wertverwertungs-maschine haben erkannt, dass der Mensch selbst die letzte Ressource ist, die noch qualitativ unentfaltete Potenzen der Produktivkraftentwicklung birgt. In seiner maßlosen Tendenz, alles

dem Verwertungsmechanismus einzuverleiben, versucht das Kapital auch diese letzte Ressource auszuschöpfen“ (Meretz 2000). Allerdings stoße das Kapital dabei an Grenzen: eine wirklich freie Selbstentfaltung sei nicht möglich, da in einem kapitalistischen Unternehmen letzten Endes doch die Verwertungsaspekte und die Konkurrenz der Mitarbeiter untereinander dominieren würden. Daher sei es dem Kapital gar nicht möglich, die in der Selbstentfaltung steckende Produktivkraft wirklich auszuschöpfen.

Wie die Idee der Freien Software, bzw. die damit zusammenhängende „Selbstentfaltung“ von der real existierenden Welt vereinnahmt wird, ist aber unserer Ansicht nach nicht wegzuwischen mit dem Argument, dass Diskussionen über die Kompatibilität von Freier Software und Kapitalismus an der Sache vorbeigingen und dass man vorwiegend darüber reden müsse, wie überhaupt „die Arbeit beschaffen sein muss, damit sich in ihr der Mensch als Subjekt voll entfalten kann“ (Meretz 2000). Dies ist eine Form von Utopismus: es wird unter Absehung der realen Entwicklungen ein Gegenbild entworfen, ein nettes Märchen erzählt, darüber wie es aussehen würde, wenn das Rotkäppchen nicht zum Wolfe rennen würde. Derweil aber ist der Wolf gerade dabei, das Rotkäppchen zu fressen.

Unsere Gegenthese lautet: Es gibt keinen unüberwindlichen Gegensatz zwischen Kapitalismus und Freier Software. Im Gegenteil: die Digitalisierung wie auch die Entstehungsbedingungen Freier Software scheinen eher einer Modernisierung Vorschub zu leisten, bzw. sind selbst Antrieb der Modernisierung der gegenwärtigen Produktionsweise, die sich in flexibleren, dezentralisierten, globalisierten und atomisierten Arbeits- und Produktionsbedingungen niederschlägt, die der einzelnen Arbeitskraft mehr Verantwortung für das Produkt überträgt: „Ein global erfolgreiches Unternehmen, das sich ausschließlich auf den Grundlagen einheimischer Werte aufbaut, verschliesst sich einem Reichtum an Talenten, Ideen und unterschiedlichen Sichtweisen. ‚Managing Diversity‘ wird damit zur zweiten großen Herausforderung an die Führung eines Unternehmens“ (Bensel 2001).

Tatsächlich zu beobachten ist ein Wandel der Eigentumsverhältnisse. Mittels der Digitalisierung und der Computerisierung der Individuen befinden sich einige der entscheidenden Produktionsmittel nicht mehr ausschließlich im Privateigentum der Unternehmen, sondern auch im Privateigentum der Arbeitskräfte. Dies führt aber nicht zur Aufhebung des Kapitalismus, sondern zu einer tendenziell anderen Qualität des Kapitalismus: es ist nicht mehr allein das Produkt, das gekauft oder verkauft wird und dessen inkarniertes Wissen geheim gehalten werden muss, sondern es ist der ganze Mensch, den das Unternehmen benötigt. Das Wissen, in digi-

talisierter Form, kann zunehmend schwerer eingegrenzt, bzw. künstlich verknappt werden, als Rohstoff kann es frei zugänglich bleiben: „Die Bedeutung des Mitarbeiters, der ‚Human Resources‘, hat sich für Unternehmen entscheidend gewandelt: Information und Wissen sind der Motor der modernen Dienstleistungsgesellschaft. Dabei ist jedoch der effiziente Zugriff auf Information letztlich nicht der entscheidende Wettbewerbsfaktor. Es sind die Menschen, die Mitarbeiter, die mit ihrem Wissen aus der Information neues Wissen erzeugen“ (ebd.). Die Unternehmen reagieren auf diese Entwicklung entsprechend: „Generell ist ein Trend weg vom geregelten Arbeitstag mit Anwesenheitspflicht hin zur Vertrauensarbeitzeit zu verzeichnen. Entsprechend halten Arbeitszeitkonten, Langzeit- und Lebensarbeitszeitmodelle Einzug in Unternehmen. Die Leistung des Einzelnen wird zunehmend nicht mehr an der Anwesenheitszeit im Unternehmen, sondern an den erreichten Zielen und der Qualität der Ergebnisse gemessen. Das Angebot von Telearbeitsplätzen oder die Vereinbarung von Teilzeitverträgen sind heute in vielen Unternehmen schon Realität“ (ebd.).

Die Unternehmen sind also schon längst dabei, die Potentiale der „Selbstentfaltung“ auszunutzen. Wenn es dabei Grenzen gibt, könnte dies Freie Software zusätzlich attraktiv machen: vielleicht dauert es nicht mehr lange, bis Unternehmen die Produktion Freier Software durch Stipendien oder ähnliches fördern: ganz selbstbestimmt könnte dann Freie Software produziert werden, was lediglich den bisherigen Software-Monopolisten wie etwa Microsoft wehtun würde, der Unternehmenssektor als Ganzer könnte aber gerade von der GPL profitieren. Die Mehrzahl derjenigen, die Freie Software entwickeln, dürfte damit kein Problem haben: es ist ja nicht nur so, dass ihre Arbeitsmotivation aus dem Interesse am Produkt stammt, bei vielen Mitgliedern der Freien-Software-Gemeinde beschränkt sich das politische Interesse auch auf die möglichst ungestörte Produktion, mit der Kompatibilität von Freier Software und Kapitalismus haben sie kein Problem.

Vor diesem Hintergrund hat dann auch die GPL nichts Revolutionäres mehr und der Satz von Stefan Meretz: „Linux als Entwicklungsmodell nimmt einiges der neuen Gesellschaft vorweg“ könnte, überspitzt formuliert, dann auch anders gelesen werden: Die „neue Gesellschaft“ ist der modernisierte Kapitalismus.

Literatur

Bensel, Norbert: *Arbeitszeit, Weiterbildung, Lebenszeit – neue Konzepte*, in: *Plenarberichte vom Kongress „Gut zu Wissen“*, Links zur Wissensgesellschaft, 4.-6. Mai 2001, Berlin, S. 10ff.
Grassmuck, Völker: *Freie Software, Geschichten, Dynamiken und gesellschaftliche Bezüge*. September,

2000, <http://mikro.org/Events/OS/text/freiesw.pdf>.

Kuhn, Thomas (1962): *Die Struktur wissenschaftlicher Revolutionen*, Frankfurt/M 1973.

Meretz, Stefan (2000): *LINUX & CO. Freie Software – Ideen für eine andere Gesellschaft*. Quelle: <http://www.kritische-informatik.de/index.htm?fsrevo.htm>.

Meretz, Stefan (2001): »GNU/Linux ist nichts wert – und das ist gut so!«, <http://www.oekonux.de/texte/wertlos/index.html>.

Merten, Stefan (2001): *Freie Software für eine Freie Gesellschaft. Bringen Gnu/Linux und Co uns einer neuen Gesellschaft näher?* <http://www.oekonux.de/texte/neuegesellschaft/index.html>.

Nuss, Sabine (2002): *Download ist Diebstahl? Eigentum in einer digitalen Welt*, in: *PROKLA 126* (März 2002).

Winzerling, Werner (2002): *Linux und Freie Software: Eine Entmystifizierung*, in *PROKLA 126* (März 2002).

- 1 In den „Enclosures“ (Einhegungen) des früheren Gemeindelandes, die einerseits Produktionsmittel zu Privateigentum machten und andererseits die früheren Nutzer dieser Produktionsmittel zu „freien“ Arbeitern, denen nichts anderes übrig blieb, als ihre Arbeitskraft zu verkaufen, sah Marx den zentralen Prozeß der „ursprünglichen Akkumulation“ in England, der Geburtsstätte des modernen Kapitalismus.
- 2 Der Quellcode ist in einer menschenlesbaren Sprache geschrieben. Dieser Code muss erst von einem „Compiler“ übersetzt werden, damit der Computer ihn versteht. Der Quellcode ist nach der Übersetzung für den Ablauf des Programms nicht mehr notwendig, man kann ihn weglassen. Eine Rückübersetzung von einem maschinenlesbaren in einen menschenlesbaren Code ist dann aber wieder nahezu unmöglich, man braucht den Quellcode, wenn man etwas am Programm ändern will.
- 3 Die Lizenz gewährt die freie Benutzung des Programms, Kopien des Programms zu erstellen und zu verbreiten, das Programm zu modifizieren und modifizierte Versionen zu verteilen. Die GNU GPL schreibt vor, dass der Quellcode frei, jederzeit verfügbar sein und bleiben muss, dass die Lizenz eines GPL-Programms nicht geändert werden darf und dass ein GPL-Programm nicht Teil nicht-freier Software werden darf. Sie verbietet es, GPL-Programme in proprietäre Software zu überführen.
- 4 Anwender von freier Software sind z.B. Lehmanns Buchhandlung, die tageszeitung, Babcock-BSH, Individual Network. Mit Freier Software verbundene Dienstleistungen verkaufen Firmen wie SuSE, Lunetix, innominate, New Technologies Management GmbH (vgl. Grassmuck 2000).

Lob und Tadel

von Franz Schandl

Was uns in letzter Zeit ausserordentlich erfreut, ist der rege Zuspruch, den unser Transformationsclub gefunden hat. Gar nicht so wenige sind bereit die 100 Euro Jahresbeitrag für die Förderung des *Kritischen Kreises* und der *Streifzüge* aufzubringen. Da ist dickes Lob angesagt. So ist es nun nach dem Split sogar so, dass es mehr Transformationsmitglieder als Mitglieder gibt. Aber es könnte Schlimmeres passieren.

Was auch passiert. In letzter Zeit ärgert uns dreierlei: Erstens erfüllen allzu viele Normalabonnenten ihre Pflicht nicht, und ihre Pflicht besteht darin, das Abo einzuzahlen. Wir bitten also darum, ansonsten müssen sie mit Streifenzug rechnen. Dies ist ausdrücklich als Tadel zu verstehen. Zweitens gibt es Abonnenten, die zwar bestellen, aber nicht bezahlen. Ihr Lieben Ihr, wir leben noch nicht im Kommunismus, ausser in begründeten Fällen ist es uns unmög-

lich, die *Streifzüge* gratis zu versenden. Vor allem per Mail ist scheinbar schneller bestellt als bezahlt. Drittens finden sich immer wieder Abonnenten, die zwar zahlen, dann aber part-out nicht, weder per Brief oder Fax, Mail oder Zahlschein ihre Adresse mitteilen. Die können wir selbstverständlich nicht beliefern. Was uns leid tut, aber mitnichten eine Bosheit ist.

Unsere Verwaltung ist jedenfalls um einiges schlechter als unsere Zeitung. Wir bitten um Nachsicht. Es mag daher vorgekommen sein, dass in unserer Rekonsolidierungsphase nach dem internen Crash einiges auf administrativer Ebene schiefgelaufen ist. Sollte jemand nicht beliefert worden sein oder sonst einen Wunsch nicht erfüllt bekommen haben, dann bitten wir um Entschuldigung. Urgieren ist immer günstig, beleidigt sein eher blöd.

Das Absosystem funktioniert bei uns so: In Österreich kostet das Jahresabo 11, im Ausland

12 Euro. Es werden, ausser in begründeten Ausnahmefällen, keine Rechnungen versandt. Der Schriftverkehr reicht auch so, ihn auf Rechnungen auszudehnen, ist Diebstahl an Lebenszeit. Dies bitten wir zu berücksichtigen. Wer also auf eine Rechnung wartet, wartet vergebens. Wer schon länger nichts bezahlt, ein schlechtes Gewissen oder zuviel Geld hat, möge also gefälligst überweisen. Im Zweifelsfall immer zahlen, lautet das Motto.

Es gibt auch keine Mahnungen, Drohungen oder anderweitige Scherze, von gerichtlichen Eintreibungen oder sonstigem kapitalistischen Irrsinn ganz zu schweigen. Wir bedienen unsere Bezieher großzügig, wird des längeren nichts bezahlt, dann erscheint auf dem Etikett der Auslieferung ein roter Punkt, was meint: Dies ist die letzte Ausgabe gewesen. Doch dieser Entbehnung entgeht man durch eine Überweisung.

Wir haben seit neuestem eine Homepage.
Ihre Adresse lautet:

www.widerpruch.at/streifzuege

Darin finden sich Texte alter Ausgaben, weiters auch Unveröffentlichtes oder andernorts Veröffentlichtes unserer Autoren. Daneben interessante Links und aktuelle Angebote. Die Homepage wird regelmäßig aktualisiert. Wir bitten um rege Nutzung.

Nachbestellungen alter Streifzüge-Exemplare (inklusive Porto): 3 Euro pro Einzelstück, 8-10 Euro pro alter Jahrgang bzw. 4 Stück, 12 Euro für 5 Stück, 20 Euro für 10 Stück, gesammelte lieferbare Werke ab 30 Euro.

Überweisungen bitten an: Kritischer Kreis, PSK, Kontonummer 93.038.948 (Bankleitzahl 60000). Für Deutschland: Franz Schandl, Postbank Nürnberg, Kontonummer 405 952 854 (Bankleitzahl 760 100 85).

IMPRESSUM & OFFENLEGUNG

Medieninhaber: Kritischer Kreis - Verein für gesellschaftliche Transformationskunde, Margaretenstraße 71-73/23, A-1050 Wien. E-Mail: streifzuege@chello.at <http://www.widerspruch.at/streifzuege> Der Medieninhaber ist zu 100% **Eigentümer** der *Streifzüge* und an keinem anderen Medienunternehmen beteiligt. **Herausgeberin:** Context - Initiative für freie Studien und brauchbare Information, A-1140 Wien. **Grundlegende Richtung:** Kritik. **Redaktion (zugleich Mitglieder des Leitungsgangs des Medieninhabers):** : Heinz Blaha, Lorenz Glatz, Franz Schandl, Gerold Wallner und Maria Wölflingseder **Konten:** : P.S.K. BLZ 60000, Kontonummer 93.038.948; Deutschland: F Schandl, Postbank Nürnberg, BLZ 760 100 85, Kontonummer 405 952 854. **Aborichtpreis:** Inland 11 Euro, Ausland 12 Euro. ErstbezieherInnen bitten wir um schriftliche Bestellung, da seitens des grandiosen Bankservice den Kontoauszügen nicht immer die vollständige Adresse zu entnehmen ist. Nachbesteller bitten wir um die Anführung der Postleitzahl.

INHALTSVERZEICHNIS

Lorenz Glatz, Afghanistan: „Kein Krieg um Öl“, S. 1 • Gerold Wallner, Schmähohne! S. 3 • Robert Kurz, Geld und Antisemitismus, S. 7 • Thomas Schmidinger, Islamischer Antisemitismus? S. 11 • Bernhard Schmid, Schlagt den Moslem, wo ihr ihn trefft? S. 17 • Ernst Lohoff, Von Auschwitz nach Bagdad, S. 20 • Ilse Bindseil, Auschwitz und Wahnwitz, S. 24 • Ilse Bindseil, Anmerkungen zu Gerhard Scheit „Kosovo und Auschwitz“ (Streifzüge 2/2001), S. 26 • Franz Schandl, Auf dem Minenfeld, S. 27 • Heinz Blaha, „Leben im Sterben“, S. 29 • Anselm Jappe, Wegbereiter der Wertkritik: Roman Rosdolsky, S. 31 • Christoph Hesse, Neue Medien, alte Scheiße, S. 33 • Sabine Nuss und Michael Heinrich, Freie Software und Kapitalismus, S. 39

Postentgelt bar bezahlt

Achtung: Wer im Adressenkästchen einen roten Punkt findet, erhält **die letzte Ausgabe**.